

bsz

bärner studizytig

«Magie funktioniert,
aber sie funktioniert
nicht immer so, wie
man's sich vorstellt»

#32 - Mai 2023

AZB CH-3012 Bern

S.4

Hexenkunst

Zu Besuch in der Zwischenwelt

S.8

Selbstreflexion

Now or never? – Was FOMO mit uns macht,
und was wir dagegen machen können.

S.11

Nachhaltigkeit

Fast Fashion furious

S.14

Palestina

Theatre: A Cultural Instrument to Resist the
Occupation

S.17

Im Gespräch mit

der Historikerin Francesca Falk

S. 21

Die Vulva

Schaut mich an, ich bin hier!

S.22

Fantasy

Zwischen Eskapismus
und Revolution

S.24

Gedankenspaziergang

Gewaltige Empörung

S.28

SUB-Seiten

Beratungsstelle psychische Gesundheit
Irdische Fragen, astronomische Antworten
Klimaneutralität der Uni

Inhalt

4	<i>gschnögget</i> Zu Besuch in der Zwischenwelt
8	<i>guet gmetzget</i> Now or never? – Was FOMO mit uns macht, und was wir dagegen machen können.
11	<i>vonangnob</i> Fast Fashion furious
14	<i>ännet dr gränzä</i> Theatre: A Cultural Instrument to Resist the Occupation
17	<i>plöiderlet</i> Im Gespräch mit der Historikerin Francesca Falk
21	<i>inägspienzlet</i> Schaut mich an, ich bin hier!
22	<i>umägbirnet</i> Zwischen Eskapismus und Revolution
24	<i>bücheri äbeni</i> Gewaltige Empörung
26	<i>wärweisete</i>
28	<i>SUB-Seiten</i> SUB Umfrage
29	Beratungsstelle psychische Gesundheit
31	Irdische Fragen, astronomische Antworten
34	Klimaneutralität der Uni

Impressum

Die bärner studizytig wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer WEMF-begehrtesten Auflage von 14'654 Exemplaren.

Redaktion bsz

Cyril Holtz (cyh), Janine Schneider (jsc), Lisa Linder (lil), Mara Hofer (mho), Mara Schaffner (mas), Noah Pilloud (nop), Noémie Jäger (noj), Laura Godel (lag), Maria Schmidlin (msc), Joel Sivakumaran (jos), Alisha Hörr (alh), Tabea Geissmann (tag), Alina Rehsteiner (are), Robin Walz (row)

Externe

Titelbild: Emilie Aebischer
Illustrationen: Lisa Linder
Design & Layout: Niklas Eschenmoser
Rätsel: bsz Redaktion
Lektorat: Sophie Thomas
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf,
Lukas Bieri; dreigestalten
Druck: CH Media Print AG, Aarau

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studizytig.ch

Redaktionsschluss bärner studizytig 18.09.2023
Inserate Annahmeschluss: 17.09.2023
Erscheinungsdatum (Versand): KW40

Adressänderungen

abo@studizytig.ch

Redaktion SUB-Seiten

Tim Röthlisberger
Noëlle Schneider
Florian Rudolph (flr)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortliche SUB-Vorstand: Tim Röthlisberger
tim.roethlisberger@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Mara Hofer

Redaktion VdS-Seiten

Melea Liechti

Kontakt VdS

vds@phbern.ch
Verantwortlicher VdS-Vorstand: Max Liechti

Die bärner studizytig dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der bärner studizytig im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen. Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die bärner studizytig trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die bärner studizytig nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch.

Alle Artikel und mehr online:
studizytig.ch

Editorial

Liebe Freund*innen prägotischer Präzisionsarbeiten

Plagen euch Pollen, Prüfungsdruck und Plagiatsvorwürfe? Platzt euch regelmässig ein Blutgefäss in der Nase und bald der Kragen? Dann haben wir zwar auch keine Lösung, aber immerhin eine kunstvoll kuratierte, gut abgehangene Ausgabe der bärner studizytig, voller präventiv zusammengepappter Textgebilde. Zum Beispiel das zauberhafte Portrait über Hexe Wilhelm vom Vierwaldstättersee. Wir erkunden aber nicht nur neue Gewässer in der spirituellen, sondern auch in der materiellen Welt und der Welt der schnell vergänglichen Materialien, Stichwort Fast Fashion. Damit geht uns der Stoff allerdings noch lange nicht aus. Denn unverhofft meldet sich eine allseits Bekannte doch wenig Verstandene zu Wort: es ist die Vulva höchstpersönlich!

Vor lauter Angst, etwas zu verpassen (FOMO) flüchten wir uns alsbald eskapistisch in die Welt der Fantasy, nur um dann doch bei der Revolution zu landen. Leider löst revolutionäres Gebaren bei der breiten Bevölkerung meist Empörung aus, dabei lohnte sich eine differenzierte Auseinandersetzung mit politischer Gewalt, wie unser Essay zu vermitteln versucht. Bei uns geschieht sie oft im Verborgenen doch für viele Palästinenser*innen ist alltägliche Gewalt stets sichtbar. Wie sie mit solchen Erfahrungen umgehen und sie in der Kunst verarbeiten, erzählt unser Gastbeitrag.

Zum Ende hin liess uns eine Frage keine Ruhe: Versteckt sich an den Instituten hiesiger Universitäten etwa noch der Geist des Feudalismus? Nach zahlreichen schlaflosen Nächten suchten wir eine Expert*innenstimme und trafen uns bei einem Tee mit der Historikerin Francesca Falk.

Damit sind wir so ziemlich am Ende unseres Lateins angelangt. Nur so viel noch: Hokus pokus, ene mene simsalabim, Tomaten machen nur mit Balsamico Sinn!

Eure Redaktion



gschnöigget

gschnöigget

Zu Besuch in der Zwischen- welt

Text: Laura Godel und Joel Sivakumaran
Illustrationen: Lisa Linder
Bilder: Emilie Aebischer

Ein Eintreten in magische Welten

Spricht man von Hexen, tauchen bei vielen Menschen wohl Erinnerungen von Filmen, Märli-Geschichten und Erzählungen über die historischen Hexenverbrennungen auf. Aber wusstest du, dass es heute noch reale Hexen gibt? In den letzten Jahrzehnten erlebt die Hexerei ein Comeback. Auf allen sozialen Medienplattformen sind Hexen-Persönlichkeiten und Communities vorzufinden und auch offline gibt es einige Versammlungen, Events und Gemeinschaften, wo Hexerei auf verschiedene Arten ausgelebt wird. Es gibt eine grosse Vielfalt an Zweigen und Ausprägungen der Hexerei. Eine der wohl bekanntesten Strömungen ist die «Wicca» Religion. Wicca lebt nach dem Glauben an natürliche Harmonie, strebt Toleranz an und ist durch und durch naturverbunden. Nach diesen Grundsätzen wird das Hexenhandwerk gelehrt und praktiziert. Wie Wicca-praktizierender Wilhelm Haas auf seiner Webseite schreibt, ist dabei die individuelle Verantwortlichkeit und das eigene Wachstum des Praktizierenden sehr wichtig, damit man mit Magie sein Bewusstsein erweitern kann.

Kleine wie auch grosse Sorgen sind wohl allen bekannt. Hat man zum Beispiel Liebeskummer, eine Identitätskrise oder muss eine schwere Entscheidung treffen, wendet man sich vielleicht an seine Freund*innen und Familie, geht in die Therapie oder nimmt sich eine Auszeit von der Arbeit. Hexen haben in schwierigen Situationen zusätzliche Methoden, auf die sie zurückgreifen können. Zum

Beispiel führen einige von ihnen Karten-Lesungen durch, um Einsichten über eigene Muster und Gewohnheiten zu gewinnen, wie auch über ihre mögliche Zukunft. Genau das machen wir, zwei Journalist*innen der Studiyzig zusammen mit einer Hexe.

Angekommen in der Zwischenwelt

Wir dürfen Wilhelm Haas' Zaubershop, Zwischenwelten genannt, in der Luzerner Innenstadt besuchen, mit ihm ein Interview führen und zum Schluss bekommen wir je eine kurze Kartenlesung von ihm. Wilhelm machte bereits in seiner Kindheit Erfahrungen mit sogenannten übernatürlichen Kräften und entwickelte schon früh ein Interesse für Spiritualität und Ritualistik. Mit Wicca fand er schliesslich seinen Match und leitet heute als ausgebildete Hexe seinen Laden. Das Geschäft ist in süsslichem Räucherstäbchen-Duft gekleidet und die Regale an den Wänden sind ausgestattet mit einer Varietät an Orakelkarten, Schmuck, märchen- und sagenhaften Figürchen, Met-Wein, Düften und vielem mehr. Eine abstrakte, mittelgrosse Statue einer Göttin sticht ins Auge. Wilhelm erzählt, wie für ihn Gott immer schon weiblich erschien. Heute sieht er im Göttlichen eine natürliche Balance von weiblicher und männlicher Energie und wendet sich in seinen Ritualen und Praktiken oft an verschiedene Götter und Göttinnen.

Vom Pfarrer zur Hexe

Wenn man sich den Werdegang einer Hexe vorstellt, denkt man nicht an das katholische Priestertum oder an DJs, die zu Raves auflegen. Umso interessanter war es, als Wilhelm uns erzählte, wie er zur Wicca-Hexe wurde.

Seine Beziehung mit der Zwischenwelt hat früh angefangen, nämlich schon in der Kindheit. Mit einem katholischen, aber offenem Elternteil und der Jungschar (christliche Jugendgruppe) war das Umfeld zwar christlich geprägt, aber das verhinderte die ersten Kontakte mit der Zauberwelt nicht, wie Wilhelm sagt:

«Ich habe schon damals Besuch von der anderen Welt bekommen, konnte es aber als Kind noch nicht einordnen». Wenn das christliche Umfeld und die Bibel behaupten, man käme für dies und das in die Hölle, dann schreckt man von der Magie ab, erzählt Wilhelm. Aber ganz losgelassen hat es ihn dann trotzdem nicht. Bevor man aber zum Ort ankommt, den das Universum für einen vorbereitet hat, schreitet man manchmal noch auf Abwegen. So war es auch bei Wilhelm: Die Kirche impo-

«Ich habe schon damals Besuch von der anderen Welt bekommen, konnte es aber als Kind noch nicht einordnen»

nierte ihm und er mochte die Rituale, was zur Entscheidung führte, Priester zu werden. Allerdings war das eine temporäre Angelegenheit: «Irgendwann habe ich angefangen zu verstehen, was die da alles reden. Ich habe kritische Bücher angefangen zu lesen und ich habe gemerkt, nein, das ist nix für mich». Wenn eine Tür geschlossen wird, öffnet sich ein Fenster: der Musikkarriere stand nichts mehr im Weg. Wilhelm wurde Musiker, spielte in Bands, schrieb okkult-angehauchte Texte, wurde später Musikjournalist und kam von Wien in die Schweiz, wurde DJ und spielte die ersten Raveparties in der Schweiz und war

In diesem Artikel nehmen wir dich mit auf eine zauberhafte Reise nach Luzern in einen Hexenshop. Zusammen lernen wir über moderne Hexerei und was es heisst, eine Hexe im 21. Jahrhundert zu sein.



auch mal ein Manager. Ein erstes magisches Erwachen hatte Wilhelm durch die Lektüre des Fantasy-Roman «Die Nebel von Avalon» von Marion Zimmer Bradley. «Boiiiiing! Damit ist für mich eine neue Welt aufgegangen. Ich habe noch nicht gewusst, dass ich Wicca-ner werde. Aber damals waren die ersten Weichen gestellt.» Okkultismus, die Kelten, Parapsychologie, Magie und antike Mythologie waren die Hauptinteressen. Viele Bücher wurden gelesen, rückblickend sagt Wilhelm jedoch: «Aber ich habe auch viel Seich gelesen - heute muss ich eingestehen, dass auch viel Blödsinn dabei war aber als ich noch nicht so viel wusste, war alles so wow».

Spiritualität war zwar immer Teil seines Lebens, aber geriet für eine Zeit lang in den Hintergrund. Ein Comeback in sein Leben hatte die Spiritualität, wie das halt so ist, erst als er in Florida lebte und in einer verheissungsvollen Nacht schaltete er mit einem Fernseher in eine Talk Show ein und das Universum entschied, dass drei Priesterinnen interviewt werden sollen. Diese Sendung imponierte ihm entscheidend: «Und dann machte es bei mir wush wush, weil ich dann für alles, was ich gespürt, erlebt und gefühlt habe, was mich faszi-

«Magie funktioniert, aber sie funktioniert nicht immer so, wie man's sich vorstellt»

niert hat, für das alles hatte ich plötzlich eine Schublade (im guten Sinne).» Die Tür zur Zauberwelt wurde schlussendlich komplett aufgebrochen mit dem Buch «Wicca. A Guide for the Solitary Practitioner» von Scott Cunningham. «Und bei dem Buch wusste ich: Das ist es». Ein Ereignis führte zum anderen und über Bücher, nette Konversationen mit Fremden (oder networking, wie es BWLER*innen nennen), Einladungen zu Hexentreffen und neue Freund*innen machen im Internet, kam es dann schlussendlich zur Hexenausbildung. «Dann ist es halt so weitergegangen und habe den Weg eingeschlagen, den ich jetzt gehe.»

Ethisches Hexen

In so manchen Hollywood-Filmen wird gerne mal die böse Hexe gezeigt, die toxische Getränke braut, um unschuldige Menschen zu verhexen. Tatsächlich gibt es Hexen, welche sich dunkleren Kräften bedienen. Die meisten Hexen, oder zumindest die meisten Wicca-Praktizierenden, sind sich jedoch einig über den ethischen Grundsatz «Tue was du willst, so

lange es niemandem schadet». Liebeszauber, zum Beispiel, gilt kaum als schwarze Magie, spielt aber doch mit der Manipulation Anderer gegen ihren Willen. Es gebe eine Balance der Natur, durch die sich mit der Zeit solche Ungleichgewichte auspendeln, so Wilhelm. Er habe zum Beispiel schon einige Male miterlebt, wie Leute Liebeszauber benutzen, um die Liebe einer anderen Person zu gewinnen, der Zauber dann aber nicht so wirkte wie geplant. Die zweite Person wurde mit der Zeit unerträglich für die erste Person, welche den Zauber dann so schnell wie möglich wieder loswerden wollte. «Magie funktioniert, aber sie funktioniert nicht immer so, wie man's sich vorstellt», erzählt Wilhelm.

Verhexte Psychologie

Für Wilhelm hat die Hexerei viel mit der Psychologie der Menschen zu tun. «Magie fängt in einem selbst an und nicht irgendwo draussen», sagt er uns. Tatsächlich wurde das erste Tarot-Deck nicht fürs Wahrsagen, sondern für psychoanalytische Zwecke genutzt. Es wurde ähnlich wie ein Rorschach Test angewendet, um einen besseren Einblick in die Psyche der Patient*innen zu erlangen. Ein Schwerpunkt der Hexenausbildung nach der Wicca-Tradition ist auch die Arbeit an den eigenen Selbstkenntnissen - also die Arbeit am Vertrauen und Glauben an die eigenen Kräfte. Im Interview verweist er mehrmals auf die Meditation als hilfreiche und lohnende Praxis zur Selbstentwicklung und Selbstkenntnis, sowie als simple, zugängliche Methode, um die eigene Spiritualität mit dem Alltag zu verbinden.

Blick in die Zukunft

Wie funktionieren jetzt diese Wahrsagekarten? Können sie dir verraten, welches massive Objekt in 3 Tagen dir auf den Kopf fällt oder welche Zahlen du für das Lotto brauchst? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Die Zukunft ist und bleibt für uns Menschen wohl für immer ein Mysterium und nichts kann mit Sicherheit vorhergesagt werden. Der Anspruch der Karten ist es aber, dir eine ersichtliche Darstellung deiner Situation zu bieten. Diese Darstellungen können dir Klarheit geben und möglicherweise für Dinge Bestätigung bieten, die du intuitiv schon wusstest, aber noch nicht fassen konntest oder dir noch nicht zugestehen konntest. Die Karten zeigen oft Verhaltensmuster und Gewohnheiten auf, die dich auf deinem Lebensweg begleiten. Davon kann die kartenlesende Person dann ableiten, was möglicherweise in der Zukunft zu erwarten ist. Nach der Kartenlesung entscheidet

man aber immer noch selbst, wie man im Lichte dieser Informationen handelt. «Auch wenn man sich dann für eine eher unintelligente Handlung entscheidet», meint Wilhelm, «tut man dies doch mit einem grösseren Bewusstsein und nimmt die Konsequenzen der Handlung in Kauf - das macht den Unterschied». Lebt man nach dieser Philosophie, sorgt man dafür, dass das Leben nicht einfach geschieht, sondern dass man zu eine*r aktiven Akteur*in im Prozess wird.

Ja, und was ist bei unseren Kartenlesungen passiert? Das ist ein Geheimnis, das wir nie verraten werden, xoxo;)

Witchcraft Starter-Kit

Hat dich dieser Artikel überzeugt und du möchtest so schnell wie möglich auch mit dem Hexen anfangen? Wilhelm rät interessierten Leuten Folgendes:

1. Beginne mit Meditation und versuche diese in deinen Alltag zu integrieren. Damit wird sich nach und nach das Chaos in deinem Gehirn legen und du kannst dich mehr aufs Wesentliche konzentrieren.

2. Wilhelms persönlicher Tipp: übe Dankbarkeit. Es gibt immer und überall etwas, worüber man dankbar sein kann. Das macht einem das Leben auch in schwierigen Zeiten etwas süsser. Wenn du möchtest, kannst du dazu Dankensrituale ausüben.

3. Beim Wicca-Pfad ist die Nähe und die Verbundenheit zur Natur sehr wichtig, also ab ins Grüne! Das Handy zuhause lassen! Nimm dir Zeit, um dich ganz bewusst auf die verschiedenen Naturelemente und -phänomene einzulassen.

4. Lies Bücher, Internetseiten und Artikel, um ein besseres und umfassenderes Verständnis von Witchcraft zu erlangen. So findest du vielleicht auch eine Strömung oder Philosophie, die dich am meisten anspricht. Nimm die Elemente, die dir sinnvoll erscheinen mit, und lasse die anderen zurück.

5. Halte dich offen gegenüber Neuem - neuen Menschen, neuen Ideen, neuen Lebenswegen etc. und gegenüber Veränderungen. Denn zur Natur des Universums gehört, dass alles einem konstanten natürlichen Wandel unterliegt.



Hexe Wilhelm am Karten mischen



Gelegte Orakelkarten auf dem Tisch

Now or never? – Was FOMO mit uns macht, und was wir dagegen machen können.

Text: Lisa Linder

FOMO - Eine Krankheit der Mittzwanziger oder lediglich ein Modebegriff? Was steckt dahinter? Unsere Autorin überlegt sich, warum es sie gibt, die ständige Angst etwas zu verpassen, und wie man der eigenen FOMO entgegenhalten kann.

«The fear of missing out» – kurz FOMO – ist die Bezeichnung eines Phänomens, das vor allem als Folge von häufigem Social Media Konsum seit 2004 in verschiedenen Bereichen der Psychologie und Soziologie an Bedeutung gewonnen hat. FOMO wird beschrieben als die Angst, die die Leute verspüren, wenn sie merken, dass sie (meist in Bezug auf soziale Events) etwas verpassen könnten. Seit 2013 steht der Begriff auch offiziell im Oxford Dictionary und wird dort wie folgt beschrieben: «[...] a negative affect from unmet social needs, similar to theories about the negative emotional effect of social ostracism.» Im Eintrag wird weiter erläutert, dass FOMO oft an ein Gefühl sozialer Unterlegenheit oder Einsamkeit geknüpft sei und teils sogar zu intensiver Wut gegen sich selbst führen könne. Die Tatsache, dass immer mehr – beobachtbar

eher junge – Menschen an diesem Phänomen zu leiden scheinen, steigerte das Interesse der Forschung, weitere Untersuchungen anzugehen. In erster Linie wird FOMO als die Angst definiert, wichtige (soziale) Möglichkeiten zu verpassen, und tritt meist auf, wenn sich jemand durch die Nutzung von sozialen Medien

Doch wird der Abend dann wirklich einer, der dir bleibt?

stetig darüber informiert, was gerade alle anderen tun und erleben. Diese Angst wird zu einem Teufelskreis, da man, egal wo man ist, ja immer an einem anderen Ort etwas zu verpassen scheint. Wer kennt es nicht: Die

Freundin hatte eingeladen zu der Geburtstagsparty, doch dann ist da noch die WG-Party bei den Studienkollegen und eigentlich wolltest du doch sowieso noch an das Konzert dieser neuen Band? Tja, dann wird das wohl ein bunter und anstrengender Abend... Doch wenn du mit dem Fahrrad losziehst, schaffst du es ja, überall eine halbe Stunde zu verweilen. Doch wird der Abend dann wirklich einer, der dir bleibt? Man wagt es, zu bezweifeln.

z’Füfi u z’Weggli

FOMO bedeutet meist, dass Menschen sich sozial an einem «mehr ist mehr»-Prinzip orientieren, um möglichst viel zu erleben – respektive wohl auch, um auf sozialen Medien zeigen zu können, dass sie viel erlebt haben. Ob die FOMO lediglich Folge von (viel) Social

Media Konsum ist, oder ob eine grundsätzliche FOMO-Veranlagung Individuen nicht ebenso dazu bewegt, noch mehr Zeit auf Social Media zu verbringen, um ja nichts zu verpassen, bleibt unklar, so eine belgische Studie von Franchina et al. (2018). Auf Youtube gibt es diverse TedTalks und ähnliche populärwissenschaftliche Videobeiträge, welche das Phänomen FOMO erklären wollen. In einem

Wie stark ist FOMO mit der Zunahme von Angstzuständen und Depressionen verbunden?

bereits älteren Beitrag dazu wies Barbara Krieger, ehemalige SRF My School Chefredaktorin, auf den einen Fakt hin, den wir wohl alle oft vergessen, der uns aber schliesslich alle die gleiche Chance gibt: Die Woche hat sieben Tage und der Tag hat vierundzwanzig Stunden und das ist für alle so. Klar bleibt dann die Frage, was wir aus dieser Zeit machen könnten, und ob mehr wirklich mehr ist. Fair enough, vielleicht gibt es Zeiten, in denen man gerade das braucht. Dieses überall und nirgends sein, dieses Beschnuppern aller auftauchenden Möglichkeiten. Doch auf Dauer werden wohl die meisten merken, dass es auslaugend und unbefriedigend ist, nirgends wirklich zu sein oder alles was man tut nur mit halb so viel Einsatz zu tun, weil die restlichen Energieprocente noch in drei andere Projekte investiert werden – weil man sich nicht für eines entscheiden konnte. Es beherrscht einen der stetige Versuch “Z’Füfi und z’Weggli z’becho”. Doch meist schmeckt das Brötchen dann fad und das Füfi ist eben auch nur ein Füfi und keine 10 von 10, das Prinzip “mehr ist mehr” geht dann nicht mehr auf.

Erdbeeren im Dezember

Trotzdem, wir leben in einer Gesellschaft, in der der Grundsatz gilt: “Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied.” Folglich bist du also selbst schuld, wenn du nicht versuchst immer das Beste und Grösste zu erreichen oder zu erleben. Hinzu kommt, dass die unglaublich “bereichernde” Plattform an Möglichkeiten, die wir mittlerweile nicht nur auf der Konsumebene haben - mit Erdbeeren zu allen Jahreszeiten - sondern auch bezüglich Partnerauswahl - danke Tinder und Co. - und bei Studiengängen oder Weiterbildungsoptionen, einfache Entscheidung zu einem ziemlichen Stressfaktor machen kann. Habe ich mich hier und heute richtig entschieden, mit Max F. und nicht Lukas B. ein Date zu vereinba-

ren? Wäre doch ein Jura-Studium mein Weg gewesen? Vielleicht lässt sich ja noch was anrechnen von den Philo-Seminaren?

Die Soziologin Eva Illouz bezeichnet die Konsequenz dieser unendlichen Wahlmöglichkeiten bezogen auf die Liebe als absolutes “disenchantment of love”. Alle würden wir nur noch logisch und praktisch denken, alles muss verfahrenstechnisch sinnvoll und am liebsten noch effizient sein, so Illouz. Gerade auf der Ebene von romantischen Beziehungen ist es durch das scheinbar unglaubliche Angebot an Begegnungsmöglichkeiten dank der vielen Dating-Apps doch fast schon unmöglich geworden, nicht mehr links und rechts zu schauen, wenn man mal jemanden tolles kennengelernt hat. Könnte sich nicht da der/die noch passendere Partner*in hinter dem nächsten Swipe verstecken? Doch diese Unfähigkeit, sich dann einmal wirklich auf eine Person einzulassen, mit der es eben gerade ziemlich gut stimmt, steht einem dann selbst im Weg, da man gar nicht erst bereit ist, in die Beziehung zu investieren. Würde man den Mut haben, sich zu sagen, es ist gut und jetzt will ich herausfinden wie gut es wirklich ist oder sogar noch werden könnte, dann heisst dies gleichzeitig, dass man aufhören muss, nach “besseren” Optionen Ausschau halten zu wollen. Philosophischer ausgedrückt ist es die Fähigkeit zufrieden zu sein und damit schliesslich einen Weg zum tatsächlichen Glücklichen zu finden. Wer sich nie entscheidet in eine Beziehung (romantisch oder freundschaftlich) oder einen Ausbildungsweg (jedes erste Semester ist einfach ein “pain in the a**” - sind wir ehrlich) zu investieren, wird nie wissen, ob es sich lohnt.

Verlustaversion macht krank

Die stetige Angst, die falsche Entscheidung getroffen zu haben und etwas zu verpassen, wirkt sich nicht nur psychisch sondern auch physisch negativ auf einen aus. Bereits 2018 schrieb der Economist in einem Beitrag zu FOMO, wie stark dieses Phänomen mit der Zunahme von Angstzuständen und Depressionen verbunden sei.



Podcast zum Artikel mit Cyril Holtz und Lisa Linder

Auf der verhaltenspsychologischen Ebene erklärt sich FOMO dadurch, dass der Mensch eher dazu neigt "Verlustaversion" stärker zu gewichten als Gewinne. Das heisst, die Angst, etwas zu verpassen (die Geburtstagsparty der Kollegin) wird höher gewichtet, als der eigentliche Mehrwert dessen oder der möglichen Alternative (mehr Schlaf...).

Hab ich FOMO?

Zu merken, ob man von FOMO tatsächlich betroffen ist, ist gar nicht mal so einfach. Es kann wohl auch phasenweise schlimmer oder weniger schlimm sein. Zum Beispiel im Sommer, mit all den tollen Festivals, die man besuchen könnte, aber das Geld reicht nur für ein oder zwei... da kann man schon mal ganz schön FOMO kriegen. Die negativen Gefühle und Auswirkungen von FOMO machen sich besonders bemerkbar dadurch, dass man stets unsicher ist, ob man gerade am richtigen Ort ist. Sozialer Stress ist ein Symptom, immer das Gefühl zu haben, doch noch online gehen zu müssen, um keine Nachricht zu verpassen, oder eventuelle Hinweis auf alternati-

ve Parties an einem Samstagabend, als die, an der man sich gerade befindet. Fomo macht sich auch bemerkbar, wenn man oft unzufrieden mit dem ist, was man hat. Dies deutet darauf hin, dass man sich stets mit anderen vergleicht und Orientierung darin sucht. Nicht zuletzt kann FOMO auch dadurch erkannt werden, dass man nicht auf das eigene Bauchgefühl hört. Man macht nicht das, worauf man gerade wirklich Lust hat, sondern das, was alle anderen auch als die beste Möglichkeit bewerten. Wir verlernen also in gewisser Weise auch, uns selbst zu vertrauen.

Fight the FOMO

Auch wenn die Tipps, wie man FOMO entgegenwirken kann, vielleicht banal klingen, so lohnt es sich doch, diese einmal selbst auszuprobieren. Nummer 1 wäre natürlich kompletter Social Media Detox, sich einfach mal eine Woche oder zumindest einen Tag lang nicht auf diese Plattformen begeben und nur mit den Infos leben, die einem so oder so zuschwirren. Da wird sich trotzdem eine tolle Partyoption oder Kaffee-Kuchen-Möglichkeit

ergeben - und wenn nicht, dann bleibt mehr you-time aka me-time, die du mit genau dem füllen kannst, worauf du gerade Bock hast! Einer der wohl effektivsten Tipps ist die Idee eines Dankbarkeits-Tagebuchs. Einfach mal jeden Tag etwas aufschreiben, wofür man gerade dankbar ist, sei es das schöne Wetter oder dass man noch Schokohase von der Oma übrig hatte und den verzehren konnte. Man könnte das Tagebuch auch als "Privilegien-Checkliste" nutzen und sich einfach jeden Tag mal wieder klar darüber werden, wieviel man im Vergleich zu andern hat, und wie gut es einem schon damit geht. Und last but not least - aber schwierig ist's - wäre es natürlich wichtig, einfach mehr auf das eigene Bauchgefühl zu hören und sich zu fragen, ob etwas nun wirklich gerade "so viel besser wäre". Naja, und wenn das alles nichts nützt, dann hilft wohl nur älter werden und auf die Pension hoffen, denn wenn man so alte Pärchen in Cafés beobachtet - die haben echt keinen Stress mehr im Leben.



Kanton Bern
Canton de Berne

Beratungsstelle der Berner Hochschulen
Service de conseil des hautes écoles bernoises
Universities of Bern Counselling Centre



BERATUNG, INFORMATION UND WORKSHOPS FÜR STUDIERENDE UND MITARBEITENDE DER BERNER HOCHSCHULEN

- Wir beraten Studierende und Mitarbeitende bei studien- bzw. arbeitsbezogenen Themen sowie bei persönlichen Schwierigkeiten.
- Auf unserer Webseite findet sich eine Vielzahl an nützlichen Informationen rund ums Studium und Arbeiten an den Berner Hochschulen.
- Wir führen eine Bibliothek mit hilfreichen Publikationen.
- Jedes Semester bieten wir Workshops für Studierende zu Themen wie Lernen, Aufschieben, Prüfungsangst, Stressbewältigung, Berufseinstieg an.
- Unsere Angebote sind kostenlos und vertraulich.

Beratungsstelle der Berner Hochschulen
Erlachstrasse 17, 3012 Bern
+41 31 636 24 35
beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch
www.bst.bkd.be.ch



Öffnungszeiten:
Montag, Dienstag, Donnerstag:
08:00 – 12:00 Uhr
13:30 – 17:00 Uhr
Mittwoch:
13:30 – 17:00 Uhr
Freitag:
08:00 – 12:00 Uhr
13:30 – 16:30 Uhr

Fast Fashion furious

Text: Tabea Geissmann
Bilder und Illustrationen: Fashion Revolution, Lisa Linder



Als Gesellschaft kaufen wir heute 400% mehr Kleidung als noch vor 20 Jahren. Social Media ist bei der Entwicklung dieses gesteigerten Konsumverhaltens nicht ganz unschuldig. Ein Einblick in die Welt von TikTok, «Aesthetics» und was wir dagegen unternehmen können.

Cottagecore, E-Girl, Dark Academia und Indie Kid, die Liste könnte endlos weitergehen. Der Algorithmus leistet seinen Beitrag und zeigt mir weiter passenden Content, hangelt sich entlang der Hashtags und füllt meinen Feed Video um Video. Irgendwann brummt mir der Schädel von all den neuesten «Aesthetics» und Trends. Zeit, das Handy wegzulegen und mich ein weiteres Mal zu fragen, warum ich die App eigentlich nicht längst gelöscht habe.

TikTok ist einerseits eine Inspirationsquelle ohne Ende mit vielen tollen Content-Creator*innen, andererseits eine Plattform, welche mir immer wieder den Eindruck vermittelt, nichts zum Anziehen zu haben, obwohl ich vor einem vollen Kleiderschrank stehe. Das wäre nicht weiter schlimm, ginge es dabei nur um mich. Da ich aber eben eine von vielen bin, die sich auf der Plattform herumtreibt, wird es doch zu einem Problem. Wo früher oft Zeitschriften den Ton angaben, was im Moment «in» oder «out» sei, sind es mittlerweile die Sozialen Medien, welche Trends diktieren, und das in einem immer rasanteren Tempo.

Fatale Fast Fashion

Fast Fashion sollte mittlerweile wohl den meisten ein Begriff sein. Dass dieser Teil der Modeindustrie schwerwiegende Konsequenzen für Mensch und Umwelt hat, ist auch

nicht mehr neu. Dennoch hat sich die Situation in den letzten Jahren verschärft. Insbesondere Online-Riesen wie Shein und Co schreiben massive Gewinne und werfen wöchentlich ganze neue Kollektionen auf den Markt, wobei die Kleidung zu Spottpreisen verkauft wird. Und das, obwohl das Bewusstsein für

Mittlerweile sind es die Sozialen Medien, welche die Trends diktieren, und das in einem immer rasanteren Tempo.

Nachhaltigkeit eigentlich zugenommen haben soll in den letzten Jahren. Davon merke ich wenig, wenn ich durch die Stadt gehe und Läden wie H&M und Zara nach wie vor voll sind.

Wichtig ist mir noch festzuhalten, dass der Kauf von Fast Fashion nicht negativ pauschalisiert werden darf. Fair produzierte Mode können sich viele Menschen nicht leisten. Vielmehr geht es mir darum, den übermässigen Konsum von Fast Fashion kritisch zu betrachten.

Ein Blick hinter die Kulissen

Doch wie wird die Problematik innerhalb der

Branche wahrgenommen? Und welche Massnahmen werden dagegen ergriffen? Nadine Sterren konnte mir einige Einblicke gewähren; sie hat ihren Bachelor of Arts in Fashion Design in Genf abgeschlossen. Als ich nach ihren ersten Assoziationen mit Fast Fashion frage, kommt sie schnell zum Punkt: Fast Fashion sei ein No-Go. «Das soll aber nicht heissen, dass ich in meinem Kleiderschrank keine Sachen von Zara, H&M, usw. habe.» Welche Konsequenzen Fast Fashion hat und weshalb man diese nicht ignorieren sollte, musste auch sie zuerst lernen. Fast Fashion wurde in ihrem Studium zwar thematisiert, doch die Info-Inputs blieben oberflächlich: «Das waren nur drei oder vier Nachmittage im fünften Semester und das ist einfach zu wenig. Und wenn ich das sage, die Modedesign studiert hat, dann ist es logisch, dass andere Menschen noch weniger darüber wissen.» Das Bewusstsein sei noch lange nicht ausreichend in der Gesellschaft angekommen. Stattdessen wachsen wir mit extrem billiger Kleidung auf und sind uns so daran gewöhnt, dass uns Fair Fashion-Marken viel zu teuer erscheinen. «Dabei sind die Preise total gerechtfertigt», so Nadine. Auch sie selbst greife nur selten zu Fair Fashion. Stattdessen kauft sie so viel wie möglich Secondhand. «Das hat schon früher damit angefangen, dass ich viele Sachen von meiner Mutter angezogen habe. Später kam ich dann zu Secondhand-Läden. Wenn man die Zeit hat zu stöbern, findet man viele tolle

Sachen, die noch in einem guten Zustand sind.»

Aufstieg der Microtrends

Während meiner Recherche bin ich auf den Begriff «Microtrends» gestossen. Damit sind all jene Trends gemeint, welche schnell an Popularität gewinnen, dann aber auch bald wieder verschwinden. Dieser Trendzyklus besteht in der Regel aus fünf Stadien: der Vorstellung eines neuen Trends, dem Aufschwung und der Akzeptanz des Trends von der breiten Mehrheit, bevor die Popularität wieder abnimmt und zum Schluss ein Trend obsolet wird. Bis vor wenigen Jahren konnte ein solcher Zyklus noch bis zu 20 Jahren dauern. Dann kamen Soziale Medien ins Spiel, die einzelnen Stadien rückten immer näher zusammen und verkürzten so die Lebensdauer von Trends. Heute dauert ein Trendzyklus oft nur noch wenige Monate, sogar Wochen. Eine gefährliche Entwicklung, denn diese schnellen Veränderungen heizen die Produktion von

«Ich glaube, wir hätten alle viel mehr Freude an Mode, wenn wir innehalten und mehr auf uns selbst eingehen würden.»

Fast Fashion zusätzlich an, da die Unternehmen mithalten müssen und ihre Gewinne steigern, indem mehr Kollektionen auf den Markt gebracht werden.

Auch Nadine nimmt diese schneller werden Trendzyklen wahr, insbesondere seit der Pandemie. «Ich hatte einen Hoffnungsmoment und dachte mir, dass jetzt endlich einmal alles zur Ruhe kommen kann. Stattdessen habe ich nun das Gefühl, dass alles noch schneller ist. Das macht mir ein wenig Angst, denn irgendwann werden wir davon übermüdet sein und was passiert dann?» Eine gute Frage, auch in Anbetracht dessen, dass bislang kein nahes Ende von Fast Fashion in Sicht scheint. Shein und Co produzieren munter weiter, ständig werden neue Designs auf ihren Webseiten aufgeschaltet. Gleichzeitig taucht auf meiner TikTok-ForYou-Page täglich ein neues Must-have oder ein Stil auf, welcher von hunderten kopiert und reproduziert wird. Dabei wäre es so wichtig, einmal einen Schritt zurückzutreten und sich zu fragen: Brauche ich das wirklich? Muss ich diesen Trend mitmachen? «In meiner Abschlussarbeit habe ich darüber geschrieben, was Kleidung verkörpern kann, wie Emotionen und Gefühle damit ausgelebt werden können und

wie wichtig es ist, eine Connection zu der eigenen Kleidung zu haben. Ich glaube, wir hätten alle viel mehr Freude an Mode, wenn wir innehalten und mehr auf uns selbst eingehen würden.»

Nadine ist zwiespalten, als ich sie nach der Zukunft der Modeindustrie frage: «Ich sehe immer mehr Leute auf Social Media, welche die Industrie kritisieren und sich für nachhaltige Mode einsetzen. Trotzdem ist das Verhältnis zu den Influencer*innen, die für Fast Fashion werben, nicht ausgeglichen. Es ist keine Veränderung, die von heute auf morgen passieren kann, auch wenn wir uns das alle wünschen würden. Nachhaltigkeit geht viel weiter: Arbeitsbedingungen, Diversity, Inklusivität, das ist alles mit im Begriff drin. Das braucht viel Zeit. Aber die haben wird leider nicht.»

Warum TikTok Teil des Problems ist

Der Content auf TikTok ist darauf ausgelegt, die Trends mitzuprägen. Das wurde mir bewusst, als ich nach dem ersten Lockdown wieder zurück in die Schule kam und man vielen ansah, wer die Zeit zuhause auf TikTok verbracht hatte und wer nicht. Der Kleidungsstil hatte sich verändert und plötzlich schienen alle die Hosen zu tragen, welche mir in den letzten Wochen so oft auf TikTok begegnet waren. Doch TikTok ist eine schnelllebige Plattform: Wer nicht von der Bildfläche verschwinden will, muss täglich neuen Content posten. Damit dieser abwechslungsreich bleibt, werden ständig neue Produkte gekauft. Für 500\$ drei riesige Kartons mit Kleidung bestellen und diese als Haul vorzustellen? Unternehmen wie Shein machen es möglich, überhaupt erst solche Mengen an neuen Teilen regelmässig zu kaufen. Auch das Konzept von «Aesthetics» wurde durch TikTok populär. «Aesthetics» sind sehr spezifische Kleidungsstile, welche, wie ihr Name bereits verrät, auf eine ganz bestimmte Art von Ästhetik abzielen. Da wäre Cottagecore, ein «Aesthetic», welches das ruhige Leben auf dem Land romantisiert: lange, geblümete Kleider, weiche Strickwaren und helle Stoffe. Oder Gorpcore, welches die einst so peinlichen Wanderhosen und Regenjacken als Outfits für den Alltag etablierten. Die Liste ist endlos lange, man braucht sich nur durch die zahllosen Hashtags zu klicken und findet für so ziemlich alles einen bestimmten Namen. Fast Fashion-Marken haben auch hier den Braten längst gerochen und kreieren Kollektionen eigens auf «Aesthetics» abgestimmt. Doch auch diese sind eben nur Microtrends: Genauso schnell wie sie aufgetaucht sind, verschwinden «Aesthetics» wieder und weichen neuen Stilen.

Fast Fashion: Ein Phänomen in Zahlen

150 Mia. Kleidungsstücke werden jährlich neu produziert, Tendenz steigend.

35% des Mikroplastiks in Meeren ist auf Kunstfasern von Textilien zurückzuführen, welche sich bei jedem Waschgang herauslösen.

Die Produktion eines T-Shirts benötigt ca. 2'700l Wasser. Das reicht einer Person als Trinkwasser für zweieinhalb Jahre.

Für die Produktion von Kunstfasern wurde 2015 98 Mio. Tonnen Öl benötigt.

Die Modeindustrie ist für ca. 3% der weltweiten CO2-Emissionen verantwortlich. Das sind mehr als Schifffahrt und Luftverkehr zusammen.

In Bangladesch verdienen Textilarbeiter*innen im Schnitt 44£ pro Monat. Das ist nur ein Viertel des Existenzminimums.

Quellen: fashionrevolution.ch, fairlier.de (Stand Mai 2023)

«Die Modeindustrie ist die zweitgrösste Umweltverschmutzerin nach der Ölindustrie.»

Der Beitrag von uns allen zählt

Dass sich trotz Warnzeichen unseres Planeten und schockierenden Berichten aus Textilfabriken im globalen Süden auf der politischen Ebene nichts zu rühren scheint, beunruhigt mich. Letztendlich wird die Veränderung teilweise durch uns Konsument*innen passieren müssen. Davon ist auch Ursina überzeugt. Als Mitglied der Lokalgruppe von Fashion Revolution im Raum Bern setzt sie sich mit der Problematik besonders auseinander und damit, wie wir aktiv Veränderung herbeiführen können: «Die Konsument*innen haben die Macht, Einfluss zu üben, in dem sie Forderungen an ihre Brands stellen. Im Endeffekt ist es ganz einfach: Jede Konsumhandlung ist wie eine Stimme, die man abgibt. [...] Wenn man das System verändern will, muss man dies von innen heraus machen. Die Kund*innenschaft ist Teil des Systems, denn ohne sie funktioniert es nicht – und das gibt ihr Macht.»

Fashion Revolution ist eine internationale Bewegung mit Ursprung in London, die mittlerweile in über 100 Ländern aktiv ist. Der Schweizer Ableger ist seit 2016 aktiv. Ursina plant bei der Lokalgruppe unter anderem die Aktionen, die Inhalte kämen dabei vorwiegend aus der Community. Es wird viel mit lokalen Shops, Labels und Ateliers zusammengearbeitet. «Wir wollen mit unseren Aktionen sensibilisieren, aufklären, den Konsument*innen wichtige Themen näher bringen und gleichzeitig - oder als Antwort darauf - aufzeigen, wie Mode Spass machen, zelebriert werden und Ausdrucksweise sein kann, ohne dass dabei Mensch, Tier und Umwelt ausgebeutet werden.» Dies geschehe unter anderem in Form von Workshops, Panel-Diskussionen, Strassenaktionen, Kleidertauschs oder Film-screenings. Wichtig sei Fashion Revolution dabei, negative Protestarten wie das Blossstellen von bestimmten Firmen zu vermeiden. Vielmehr fokussieren sich die Forderungen an die Unternehmen auf Transparenz, damit auch wir als Konsument*innen besser nachvollziehen können, wo und unter welchen Umständen die Kleidung hergestellt wurde. Die Bewegung ist davon überzeugt, dass es besser ist, kleine Dinge umzusetzen, anstatt angesichts der vielen Probleme in der Modeindustrie die Hände zu verwerfen und nichts

zu tun. «Die ökologisch nachhaltigsten Kleider sind die, die bereits zuhause im Kleiderschrank hängen», antwortet Ursina auf meine Frage, wo man als Einzelperson ganz einfach beginnen kann, Nachhaltigkeit im Kleiderschrank umzusetzen. «Ich finde die Buyerarchy of Needs ein super Tool, das als Leitfaden für das eigene Konsumverhalten auch über die Mode hinaus sehr hilfreich ist.» Kleine Veränderungen, die aber grosse Auswirkungen haben können, je mehr diese in ihren Alltag integrieren. «Als zweitgrösste Umweltverschmutzerin, direkt nach der Ölindustrie, ist die Modeindustrie einer der grössten Hebel, die wir haben, um sozial, ökologisch und wirtschaftlich nachhaltiger zu werden.» Einerseits eine Mega-Aufgabe, andererseits auch ein Hoffnungsschimmer, wenn man sich bewusst wird, wie bereits un-

«Die ökologisch nachhaltigsten Kleider sind die, die bereits zuhause im Kleiderschrank hängen.»

sere täglichen Kaufentscheidungen ein Signal setzen können. Wenn wir also auf Social Media über den nächsten Microtrend stolpern oder im H&M vor der Sale-Abteilung stehen, lohnt es sich einen Moment innezuhalten und sich mehr als einmal zu fragen, ob man dieses Teil in ein paar Monaten noch anziehen würde oder nicht bereits ein ganz ähnliches zuhause hat. Wenn der Kleiderschrank nicht wegen zahlreichen kaum getragenen Teilen aus allen Nähten platzt, lernen wir umso mehr, die Kleidung zu schätzen. «Ich wünsche mir, dass wir als Konsument*innen wieder lernen, dass Produkte einen Wert haben, der über den Kaufpreis hinausgeht. Und dass wir mit diesen Produkten auch entsprechend umgehen. Eine Modeindustrie, die weder Mensch, noch Tier oder Umwelt ausbeutet.»



Aktionen der Lokalgruppe Bern von Fashion Revolution



Theatre: A Cultural Instrument to Resist the Occupation

Text by Robin Walz

The atmosphere in Safar Café is delightful. People, mostly young women and men, are chatting with each other, enjoying a drink, some of them smoking argili, accompanied by slow music playing in the background. The owner of the café, Fadi Alghoul, takes a seat and instantly starts sharing his story.

The Travelling Palestinian Theatre Group

As a son of Palestinian refugees, Fadi was born in Lebanon and grew up in a refugee camp. He would later study music and start working in a theatre in Jordan. When he was 20 years old, Fadi decided to move to Palestine to pursue his career as an artist, and that is precisely what he did. At the time of his arrival, the theatre and arts industry in Palestine was not highly developed. Despite the occupation posing obstacles for Palestinians and their culture, Fadi created the Safar Theatre Group in 2000 and it remains in existence to this day. The group started off producing many cultural activities for children, such as festivals, summer camps or musical shows, with the aim to entertain and to educate. La“We use the theatre, the arts, to teach our children, our people through this way.”ter, the group would extend its target audience to youth and adults.

Safar was by no means the first theatre group in Palestine, but it had a distinctive feature, which can be interpreted from its name. Translated into English, Safar means Trave-

ling. As there was no proper theatre in Palestine and a lack of cultural infrastructure for performances, Fadi needed an alternative method to reach the audience. And so, he decided to deliver his theatre pieces to the audience, therefore making it accessible for children who would otherwise never have been able to see Safar’s performances and participate in its cultural activities. Safar started going to villages, schools, refugee camps, and many more places all over Palestine, mostly traveling by car. Until now, they make all the preparations necessary by themselves. They

“We are like soldiers. Anyone who works in a theatre in Palestine is a soldier.”

take care of advertising and media requests, carry the required equipment, set up the sound system, prepare the outfits, do the makeups for the actors. Finally, they act. “We are like soldiers. Anyone who works in a theatre in Palestine is a soldier. I have problems with

my back. We have problems, all of us. [...] We do everything. Anyone who works at the theatre in Palestine should do everything because we don’t have a government who takes care of us. Our government is very weak. They don’t have the money and they don’t care about us.” His frustration with the system and the obstacles that the occupation poses did not impinge on his perseverance to create his own Palestinian theatre. It is impressive what he managed to build and achieve without any external support. As a result of this hard work, Fadi has carried out roughly one thousand performances, across the West Bank, including one in Gaza. For him, theatre is a tool to resist the occupation.

Fadi made a name for himself as his group became increasingly famous. From 2009 onwards, Safar started to gain international attention. They began traveling to other countries, especially in Europe and in the Arab world, where they were invited to share their work at festivals and theatres. Furthermore, they cooperated with foreign theatre groups such as Ofgang2 Turnéteater from Aarhus, Denmark, performing together and implementing workshops in Europe as well as

He is convinced that in Palestine, creative individuals can achieve something big and trigger change.

in Palestine. In some cases, their travels were funded by bigger foundations, other times they had to cover the costs themselves, forcing them to organize fundraising activities.

Safar Culture Café

In 2019, Fadi opened the Safar Culture Café, where he is sitting now, talking about his past, achievements and hardships. It is located near Ramallah Tahta, the downtown of Palestine’s administrative capital. The building was previously being used by the Safar Theatre Group, where they would come together to read, write, audition and rehearse their plays. The main idea behind the café was to earn some money. This money is primarily used for his family and to make ends meet within the context of a difficult economic situation, rooted in the ongoing occupation and exacerbated by the covid-19 crisis. “Our problems with Israel - there is no stability here. That’s why I started thinking how I can do something different that gives me some money to feel good, to have a good life, a normal life.” Fortunately, he has also been able to put some earnings aside to invest in his Safar projects. The concept of the café, however, is quite unique. Not only is it a place for young people to meet, but it is an open space for them to exchange and implement all sorts of cultural ideas. More specifically, this has resulted in many different activities, such as stand-up comedies, live music, meetings with artists, book openings or expositions, to name some of them. It must be mentioned that all of the events are offered

to the public for free. The only profit they make is by selling beverages and snacks. “That’s why all the youth people like this place. They feel comfortable here, they feel at home. [...] Everything is simple here, and original.”

A Man of Many Talents

Besides his theatrical and acting abilities, demonstrated through Safar and other theatre groups, as well through his career as a professional actor, Fadi has yet another talent: puppeteering. In fact, he started working as a professional puppeteer 25 years ago, especially with Shara’a Simsin and later Hikayat Simsi, two international co-productions with Children’s Television Workshop in New York City, which is responsible for the production of the popular educational children’s television show Sesame Street. In both co-productions, Fadi portrays Haneen, a lively five-year old female monster who is learning how to count, read and write. In contrast to the stereotypes of passive Arab females, Haneen believes that she can do anything, her motto being “I can, I can!”. “And then”, he explains, “I became a famous puppeteer outside Palestine, they call me all the time to go to Qatar”, where he does different characters for Jeem TV - Aljazeera’s children television channel. Ironically, at this exact moment his phone starts ringing. “I have to answer”. Fortunately, it is not another work call. He settled down in Ramallah, but he still travels a lot for work, making it difficult at times to be united with his family and his four children.

Childhood in Sabra and Shatila

Fadi’s passion for acting and theatre has its origins in a difficult childhood. It was one traumatic experience in particular that continues to affect him psychologically today. Fadi grew up in West Beirut, Lebanon - in the Sab-

ra and Shatila refugee camps, more specifically. Following the Israeli invasion of Lebanon, on September 16th, 17th and 18th, 1982, as he precisely recalls, right-wing Christian Phalange militia stormed the camps and massacred the Palestinians living there. The exact numbers are vague, but according to the Arafat Museum in Ramallah, over 800 people were slaughtered, most of them civilians, including women and children. Other sources state the number of killed to be in the thousands. It is important to understand that the camps were surrounded from Israeli troops, who had previously invaded and occupied West Beirut, allowing the militia to enter and preventing the Palestinian refugees from leaving the camp. Clearly responsible for the killing of hundreds, possibly thousands of civilians, the international community has thus far failed to hold Israel accountable for yet another violation of international law.

“Would you like to share a little bit about your childhood in Lebanon and what happened?” “Yeah”, Fadi answers instinctively, but then tries to find the right words and pauses. Once again, his memories revive, and the dreadful images swirl in front of his eyes, rendering him speechless. He was just nine years old, when he was forced to witness his brother among many others being killed, and asserts that he himself should have been dead. He remembers all the details - the emotions of sadness, fear and uncertainty; the smells of death, the sounds of bombing, shooting, screaming, and sometimes unusual and horrible silence. “I talk about it all in my play”, in his “master scene”, as he calls it.

Clarinet: A Weapon of Hope

The piece of art he is referring to is named The Clarinet. In the play, directed by Akram Al Malki, and written and performed by Fadi

Fadi Alghoul chose arts and theatre as a peaceful mean to resist the occupation.

Fadi Alghoul standing in front of his Safar Café.



The Safar Theatre group performing one of their theatre pieces.



himself, he takes over a variety of roles, acting as his former self, as his father, as his grandmother, and many more. He adapts his voice and movement to the different characters he embodies, and he plays various instruments, including the clarinet. The play covers his childhood and his experiences during the massacre, manifesting many sensitive memories, such as constantly moving, hiding in his grandmother's house and running from the attacks, or suffering from food and water shortage. "Sometimes, we drank sea water, I still feel the salt on my tongue", he says in the play. But it also includes joyful stories, for example listening to Nora's beautiful singing, who made him love music, discovering and learning how to play the clarinet, or playing

with clay. Fadi's mother, who died during the war before the massacre, used to shout at him when he would return home covered in mud because of the clay. At the end of the play, when it is "lighting all Shatila's entrances" and Fadi miraculously manages to escape, he flees to the cemetery where his mother is buried, talks to her and gives her a truly heart-breaking message. "Miss you mom. Why did you leave me alone? They want to kill us. They follow us from place to place. They want to get rid of us. (...) Mom, I stopped playing with mud as I promised you. Remember when you used to punish me when I did. I am not mad. Come back and punish me. Just come back."

The main message of the play is to show the



This is the story of Tara Shtayyeh, a young Palestinian woman who studied in the United States. During her time abroad, she grasped the biased Western media coverage and Western misperceptions regarding Palestine and Palestinians. Notwithstanding the inaccurate reporting, in addition to censorship of Palestinian content on social media, Tara is fully committed to repairing the narrative of Palestine.



This is the story of Abdel-Rahman Kittaneh, a Palestinian academic and architect. Abed spent five years in Israeli jail as a political prisoner, where he learnt many lessons that would inspire him to create The Yalla Project, a community-based initiative. Despite the challenges he faced along the way, Abed has made an impressive contribution to reviving the old town of Nablus and helping others reclaim their cultural heritage. This peaceful approach is his way of resisting the Israeli occupation.

Once again, his memories revive, and the dreadful images swirl in front of his eyes, rendering him speechless.

world what the Palestinians lived through, but also to demonstrate that they are still hopeful and from where they grasp this hope. "I chose the art to survive, I chose the clarinet. For me, I chose it because it's like my weapon." The clarinet symbolizes hope, and it can also be seen as a symbol for resistance against the daily hardships Palestinians suffer from the Israeli occupation.

Clarinet is an emotional theatre piece that was well received by the audiences. Translated into five languages, Fadi performed it more than two hundred times, repeatedly reliving the horrific memories with every performance. But Fadi has demonstrated incredible strength and resilience. His brilliance is reflected in his ability to turn a considerably haunting experience into an inspiring career. Clarinet is a sad, yet optimistic play, sending a strong message of hope. "I always believe in arts, in culture to change many things." Furthermore, the play was, unquestionably, a way for Fadi to process his difficult childhood.

An Inspirational Use of Arts to Resist the Occupation

Fadi started acting in theatre when he was 13 years old, just four years after the Sabra and Shatila massacre. Today, he is an experienced Palestinian artist, famous inside and outside Palestine for his work as an actor and puppeteer, but also for his impact on Palestinian theatre. "My name became famous because of the theatres, because I believe in my job, I believe in my work, I work hard with my heart." However, he doesn't view himself as just an artist. "I'm like a fighter, I'm a soldier. He is convinced that in Palestine, creative individuals can achieve something big and trigger change. Undoubtedly, his inspirational use of theatre will remain a source of hope to future generations and will encourage them to choose arts and theatre as a peaceful mean to resist the occupation.

Original Portraits were published on the blog «A Global Perspective» at aglobalperspective.com.wordpress.com

«Wenn Einzelne viel Raum einnehmen, bleibt für andere weniger»

Text: Mara Schaffner und Mara Hofer
Fotos: Noah Pilloud



Was kleine Königreiche und Föderalismus mit der Universität Bern zu tun haben, erfahrt ihr im Interview mit Francesca Falk. Im Gespräch mit der Historikerin sprechen unsere Autorinnen über den Strukturkonservatismus an der Universität, die Machtkämpfe in den föderalistischen Königreichen, die prekären Abhängigkeitsverhältnisse und warum die Gleichberechtigung an der Uni noch immer nicht erreicht ist.

Was hat Dich dazu veranlasst, eine Hochschulkarriere einzuschlagen?

Für mich war das Studium eine sehr schöne Zeit. Ich habe noch vor der Bologna-Reform studiert, also sehr frei. Erstmals konnte ich wirklich selbstbestimmt dem nachgehen, was mich interessierte. Am meisten motivierte mich, dass ich Fragen, die mich in der Lebensrealität beschäftigten, an der Uni verfolgen konnte. Durch das Aufzeigen der historischen Entwicklung zeigt man, wie veränderlich die Welt ist. Das hat mich fasziniert. Ausserdem war es sehr bereichernd, eine Möglichkeit gefunden zu haben, um eine Stimme zu haben und zu versuchen, die Wahrnehmung der Dinge zu prägen.

Hat es einen Unterschied gemacht, als Frau ins Rennen zu starten?

Ja! Ich bin in den späten 1970ern geboren und in der Ostschweiz aufgewachsen. Es war nicht überall gleich, aber bei uns wurden die Mädchen ab der Sek in die Hauswirtschaft und ins Kochen geschickt und die Jungen in die Geometrie und ins Technische Zeichnen. Geometrie zu belegen, war die Voraussetzung für die Aufnahmeprüfung ans Gymnasium. Junge Frauen mussten das also zusätzlich wählen und das haben bei uns nur sehr wenige getan. Als ich später meine Dissertation an einem Nationalen Forschungsschwerpunkt schrieb, hatte es fast nur männliche Professoren. Und es hat sich dort von Anfang an eine Wissenschafts- und Redekultur etabliert, die extrem «männlich» konnotiert war. Das fiel mir sofort auf und störte mich.

Wie können wir uns eine solche «männlich konnotierte» Gesprächskultur vorstellen?

Hielt jemand einen Vortrag, konnte es sein, dass ein anderer aufstand und 10 Minuten einen Monolog dazu hielt, anstatt Fragen zu stellen. Intern war das angesehen und es hat Meriten eingebracht. Seit her bin ich allergisch auf diese Verhaltensweise und versuche jetzt in meinen Lehrveranstaltungen, eine egalitäre Gesprächskultur zu etablieren.

Warum ist es Dir denn wichtig, eine egalitäre Gesprächskultur zu etablieren?

Wenn Einzelne viel Raum einnehmen, bleibt für andere weniger Raum. So hört man wenige Stimmen und immer dieselben. Gerade in der Lehre finde ich es aber spannend, verschiedene Perspektiven zu hören. Dafür ist es wichtig, dass sich möglichst viele beteiligen.

Gab es über die Jahre hinweg auch einen Kulturwandel?

Über die Zeit hinweg hat sich schon viel verändert. Als ich an meiner Dissertation arbeitete, gab es im Rahmen des erwähnten Nationalen Forschungsschwerpunktes ein wöchentliches Kolloquium mit verschiedenen Professoren, nur zwei Professorinnen und sehr vielen Mitarbeitenden. Ein leitender Professor hat in diesem Kolloquium einmal gemeint, Google erinnere ihn an eine Vagina – es seien beides Schlitzte und man könne alles Mögliche hineinschieben. Niemand sagte etwas. Ein paar haben gelacht und ich sass als Doktorandin geschockt im Stuhl. Heute würde ich auf so was reagieren. Ich glaube aber, er würde sich heute gar nicht mehr trauen, so eine Äusserung zu machen.

Als gefragte Historikerin hast Du bereits an diversen Universitäten der Schweiz doziert. Wie schätzt Du die Gleichstellung der Geschlechter in der Schweizer Hochschullandschaft heute ein?

Es ist sicher viel geschehen. Beim Frauenstreik 1991 war ich 14 Jahre alt. Damals gab es in der Schweiz 2% Professorinnen und heutzutage sind wir bei fast 25%, wenn man alle Kategorien einberechnet. Auch die Infrastruktur ist heute besser.

Die Uni ist strukturkonservativ; dass es früher so war, gilt dabei oft automatisch als Legitimation, dass es auch in der Gegenwart und Zukunft so sein soll.

Als ich mein erstes Kind bekam, musste ich in einem Sanitätsraum Milch abpumpen, in dem während Konferenzen auch Koffer abgestellt wurden. Das hiess, ich musste immer wieder unterbrechen, was extrem mühsam war. Heutzutage gibt es an der Universität Bern Stillzimmer und Familienzimmer. In dieser Hinsicht ist sehr viel gelaufen. Aber es ist natürlich auch sehr viel einfacher, solche Räume einzurichten, als wirklich die Strukturen zu ändern.

Also doch mehr Schein als Sein? Oder weshalb ändern wir nicht auch die Strukturen?

Die Uni ist stark strukturkonservativ; dass es früher so war, gilt dabei oft automatisch als Legitimation, dass es auch in der Gegenwart und Zukunft so sein soll. Das System weist zudem feudale Züge auf mit starken Abhängigkeiten und kleinen «Königreichen». Dadurch, dass die Universität in Fakultäten, Institute und Abteilungen gegliedert ist, herrscht hier ein starker Föderalismus, der gewisse Vorteile, aber auch starke Nachteile hat, vor allem für den so genannten «Mittelbau». Die Untereinheiten haben bei uns etwa ein eigenes Budget und können selbst entscheiden, wer eingestellt wird. Das hat den Nachteil, dass Nachwuchswissenschaftler*innen abhängig von einer Person in einer Abteilung sind. Hat man dort Probleme, ist es sehr schwer, Hilfe zu bekommen, da niemand dieser anderen Person auf die Füsse treten will. So besteht eine sehr starke Abhängigkeit von der Person, die jemanden anstellt und zugleich wissenschaftlich betreut. Diese vorgesetzte Person öffnet einem zudem das Netzwerk und wenn man die Stelle verlässt, ist man schnell aus der Wissenschaft und diesem Netzwerk raus.

Es kommen doch auch immer wieder neue Generationen, die das Alte hinterfragen. Dennoch sind die Strukturen starr und es verändert sich wenig. Vertreiben wir die Progressiven?

Dass die Strukturen bleiben, wie sie sind, hat auch eine Effizienz. Es gäbe viele und vor allem lange Diskussionen, wenn wir uns immer wieder überlegen würden, wie wir uns organisieren wollen. Die Geschichtswissenschaft beispielsweise ist nach Epochen gegliedert und das ist eine Ordnungsfunktion, die sich auch in Abgrenzung zu anderen Fächern ergeben hat und so auch sinnvoll ist, da es diese Wissenschaft ist, die sich mit dem Wandel im Verlauf der Zeit auseinandersetzt. Aber es gibt auch andere Arten der Systematisierung, die genauso legitim sind, aber oft einen schweren Stand haben. Beispielsweise nach Räumen oder Themen wie beispielsweise Migration. Wenn wir nun jedes Mal, wenn eine Person emeritiert wird, beispielsweise mit Schwerpunkt 19. Jahrhundert, darüber diskutieren, ob dies beibehalten oder ob etwa ein thematischer Schwerpunkt gelegt werden soll, dann gibt es harte Verteilungskämpfe, da unterschiedliche Interessen – durchaus legitime – vorhanden sind. Das braucht viel Energie und da ist es oft effizienter und einfacher, wenn der Status Quo beibehalten



Zur Person:

Francesca Falk doziert und forscht am Historischen Institut der Universität Bern. Ihr Fokus liegt unter anderem auf dem Thema Migration. Sie ist nicht nur akademisch, sondern auch politisch engagiert – beim Feministischen Streik beispielsweise – und half 2019, das Akademische Manifest zu erarbeiten.

ten wird. Auf der anderen Seite verändern sich die Welt und die Gesellschaft. Beispielsweise nimmt nicht nur in der Schweiz gegenwärtig die Anzahl der Studierenden in den Phil 1 Fächern ab.

Was wäre deiner Meinung nach eine Möglichkeit, auf diesen Abgang zu reagieren?

Zu diesem Wandel gibt es verschiedene Positionen. Die einen meinen, dass wir auf die sich wandelnden Bedürfnisse reagieren und etwa neue Studiengänge entwickeln sollen, was auch ein Schaffen von Professuren ausserhalb der klassischen Disziplinen ermöglichen würde. Andere finden, dass wir die Studierenden zwingen sollen, auch Kurse zu belegen, die sie nicht selbst wählen würden, die aber doch auch wichtig sind für die betreffende Disziplin. Ich persönlich sehe vor allem einen Handlungsbedarf in Bezug auf die Entwicklung neuer Studienangebote. Eine Reaktion könnte beispielsweise sein, dass wir transdisziplinäre oder sogar transfakultäre Studiengänge einrichten, denn viele wollen nach dem Gymnasium noch breiter studieren und sich dann erst später festlegen. In Bezug auf die Migrations- und Mobilitätsthematik hätte ich beispielsweise viele Ideen für einen solchen Studiengang an der Universität Bern.

Nochmals zurück zu den Strukturen. Wie könnten denn diese demokratischer und sinnvoller gestaltet werden?

Ich würde Gelder gleichmässiger und nach transparenten Kriterien verteilen. Ich würde Stellen entfristen, auch unterhalb von Professuren. Die Uni Fribourg ist ein positives Beispiel. In der französischen Abteilung für Zeitgeschichte gibt es einen Pool von Assistierenden, die nicht einer gewissen Person zugeordnet sind. So hat man kein lineares Abhängigkeitssystem und es ist viel demokratischer. Es sollte zudem ein durchlässigeres System sein. Jetzt muss man zum richtigen Zeitpunkt mit dem richtigen Profil am richtigen Ort sein – alle andere fallen durch das Netz. Entweder man hat alles oder man hat nichts. Und die befristeten Stellen sind oft sehr prekär. Die Leute bleiben ein paar Jahre und dann sollen sie weiter.

Man könnte also von einem Mobilitätshype sprechen?

Definitiv! Es gibt einen Mobilitätshype an der Uni. Allerdings gibt es Studien, die aufzeigen, dass gerade für die psychische Gesundheit häufige Ortswechsel sehr schlecht sein können. Bei Universitätsan-

gehörigen sind psychische Krankheiten übervertreten. Und auch im «Mittelbau» gibt es viele Burnouts. Ein erzwungener Ortswechsel ist in solchen Situationen nicht besonders gut. Zudem gibt es heute viele Möglichkeiten der wissenschaftlichen Vernetzung auch ohne Ortswechsel.

Kannst Du der Mobilität auch einen positiven Aspekt abgewinnen?

Sicherlich! Ich erlebte es klar auch als befreiend, aus der konservativen Gegend, in der ich aufwuchs, rausgehen zu können, mich neu zu erfinden und mir eine neue Welt zu erschliessen.

Zuerst bin ich nach Basel, dann habe ich in Freiburg im Breisgau, Genf und Zürich studiert. Für die Dissertation blieb ich in Basel, ging dann nach Fribourg als Oberassistentin, zwischendurch war ich unter anderem in den USA und in Italien und schliesslich kam ich nach Bern. Es gab schöne Aspekte dabei, aber auch negative. Viele meiner Freund*innen aus Basel sehe ich nur noch selten. Neben 100%-Job und Familie habe ich wenig Freizeit und manches geht auch unter. An einem Ort bleiben, die Beziehungen dort zu pflegen und sich ein Netzwerk aufzubauen, kann auch eine sehr wichtige Ressource sein, wie ich auch an meiner heutigen Wohnsituation in einer autofreien Genossenschaftssiedlung merke.

Sehr spannend. Mobilität und Migration sind ja Bereiche, in denen Du schon lange Forschung betreibst. Du gehst in Forschungsarbeiten immer wieder auf Themen ein, die sowohl Migrations- als auch Geschlechtergeschichte vereinen.

Wieso glaubst Du, ist es wichtig, diese zwei Themen intersektional zu betrachten?

Theorien schärfen den Blick für Dinge, die man dann genau analysieren kann und so besser sieht. Heutzutage wird etwa die Migration oft als Gefahr für die Gleichberechtigung dargestellt. Im Buch «Gender Innovation and Migration in Switzerland» habe ich an verschiedenen Beispielen gezeigt, wie viele positive Impulse durch die Migration in der Gleichstellung erwirkt werden konnten. Die Schweiz ist auch ein gutes Beispiel, dies aufzuzeigen, da sie stark durch Migration geprägt ist. Die Einführung der AHV war beispielsweise nur möglich durch die migrantischen Beiträge.

In einem anderen Interview hast Du gesagt: «Die Schweiz wäre nicht das, was sie jetzt ist, ohne die Migration». Können wir das auf die Universität übertragen?

Ja natürlich. Wir sehen die Spuren überall – natürlich auch an der Uni. Im 19. Jahrhundert gab es etwa an der Universität Zürich fast nur ausländische Professoren, viele mit Fluchterfahrung. Diese Menschen wiederum haben viel Positives an den Unis bewirkt. Die Uni Zürich hat zum Beispiel schon sehr früh auch Frauen zugelassen. Das wurde vor allem von deutschen Professoren in die Wege geleitet. Die ersten Studentinnen wiederum kamen aus dem Russischen Reich. So auch Anna Tumarkin, die erste Professorin an der Uni Bern. Es gibt aber nicht nur diese Figur und dann ist fertig. Die erste ordentliche Professorin in der Schweiz war Sophie Piccard. Sie wurde 1944 in Neuchâtel berufen und war 1924 nach der Russischen Revolution mit ihrer Familie in die Schweiz geflüchtet. 1992 kam Beatrix Mesmer als erste Frau in die Universitätsleitung der Uni Bern. Sie war 1938 nach der Reichspogromnacht in die Schweiz geflohen.

Wir haben zuvor über die negativen Aspekte des Mobilitätshypes gesprochen. Aber die Universität basiert konstitutiv auf dem Austausch von Ideen und zirkulierenden Menschen und hat auch intellektuell sehr profitiert von Personen mit «Migrationshintergrund» und Fluchterfahrung.

Es gab ja immer wieder Migrationsbewegungen in die Schweiz, die mit viel Solidarität willkommen geheissen wurden, andere hatten weniger Rückenwind.

Was verursacht diese ungleiche Haltung gegenüber den kommenden Menschen? Spielt hier Rassismus mit ein?

Nicht nur, aber auch. Gruppen werden unterschiedlich wahrgenommen und sie werden anders behandelt und diese Andersbehandlung ist nicht gerechtfertigt. Ich bin froh, waren wir gegenüber den Ukrainer*innen für unsere Verhältnisse grosszügig, aber etwa gegenüber Menschen aus Afghanistan sind wir sehr restriktiv, obwohl dort auch eine schreckliche Situation herrscht. Auch in der Vergangenheit sehen wir diese Andersbehandlung. Während des Zweiten Weltkriegs hat die Schweiz für jüdische Geflüchtete lange die Grenzen geschlossen. Das geschah klar auch aufgrund des Antisemitis-

mus. Gleichzeitig wurden oppositionelle politische Geflüchtete aufgenommen. Da sehen wir, wie mit Leuten, die von demselben Ort aus und vor demselben Regime flüchteten, unterschiedlich umgegangen wurde.

An der Uni gibt es Projekte, die sich für die Integration von Geflüchteten engagieren. Ein Beispiel ist der Offene Hörsaal der SUB.

Wir sehen, wie mit Leuten, die von demselben Ort aus und vor demselben Regime flüchteten, unterschiedlich umgegangen wurde.

Glauben Sie, solche Projekte sind sinnvoll und bräuchte es mehr davon?

Die Initiativen sind nötig und sehr willkommen. Es bestehen immer noch starke Ungleichheiten bei der Anerkennung von Diplomen, die nicht gerechtfertigt sind. Je nachdem von wo man kommt, ist es sehr schwierig, Diplome anerkennen zu lassen. Deshalb ist es wichtig, dass wir da dranbleiben und versuchen, die Uni stärker zu öffnen, aus menschenrechtlichen Gründen, aber nicht nur. Denn auch die Beispiele, die wir heute besprochen haben, zeigen, dass die Universität von Vielfalt (an Perspektiven) profitiert. Heute haben wir ein System, das in der Wissenschaft einerseits problematische Hypermobilität erzwingen will und andererseits jenen, die zur Mobilität gezwungen sind, ständig Steine in den Weg legt.

Schaut mich an, ich bin hier!

Text und Bild: Noémie Jäger

Alle scheinen sie zu kennen, aber verstanden wird sie bloss von wenigen. Sie ist mehr als ein Teil vieler Körper. Sie ist ein Politikum. Vom Teufel geliebt, vom Patriarchat gefürchtet: die Vulva.

Seit Jahrhunderten werde ich missverstanden. Ich werde nicht gehört, nicht gesehen, nicht nach meiner Meinung gefragt. Meistens jedenfalls – zu oft. Alle kennen, niemand versteht mich. Fast niemand. Alle glauben zu wissen, wer ich bin, was ich brauche und was ich will. Sie glauben zu wissen, wie ich auszu-sehen habe, was ich darf, was ich kann und was ich soll. Die meisten zumindest – zu viele. Ich bin ein lebendiges Paradox: Ich werde zugleich geliebt und verabscheut. Mal bin ich zu weit, mal zu eng, mal zu feucht und zu behaart, mal zu trocken und zu nackt. Ich bin zu alles und zu nichts – ein Paradox eben.

Es scheint, als könnte ich es niemandem recht machen – zu hoch und zu verschieden sind die Erwartungen an mich. Unsere Gesellschaft hat klare Vorstellungen davon, wie ich wann zu funktionieren und mich zu benehmen habe. Sie bestimmt, wo mein Platz ist. Sie bestimmt, welche Räume ich betreten – einnehmen – darf und welche nicht. Anstatt mich zu fragen, was ich will und was ich brauche, wie ich mich fühle und wer ich denn eigentlich bin (oder sein will), werde ich ignoriert. Ich werde übergangen und missbraucht. Ich werde ver-teufelt, aufs Übelste beschimpft und ausge-lacht. Ich werde ausgegrenzt, aus den Diskus-sionen über mich ausgeschlossen. Totgeschwiegen. Es kursieren viele Gerüchte über mich. Ich bin gefangen in einem Netz unzähliger Mythen. Nein, das Hymen ist kein Mythos. Es existiert. Es ist nicht wie Pergament, aber es ist da. Die Jungfräulichkeit hin-

gegen wurde geschaffen, um zu beherrschen. Unzählige Geschichten geistern in den Köpfen der Menschen herum. Trotzdem scheinen alle die Wahrheit über mich – mein Wesen – zu kennen. Alle ausser ich selbst. Merkt ihr nicht, wie lächerlich das klingt?

Schaut mich an, ich bin hier

Ich bin politisch. Seit jeher. Verzweifelt versucht das Patriarchat mich zu regulieren und zu kontrollieren. Ich sei schwach, dreckig, unvollständig. Es brauche einen Phallus, der mich komplettiert. Mein Wert hängt davon ab, ob, wann und wie ich von ihm penetriert wurde. Der Wert des Menschen, von dem ich ein Teil bin, hängt davon ab. Ich müsse nicht mir selbst, sondern dem Patriarchat gefallen – schön, einladend und still sein. Jungfräulich und rein. Ich sei da, um zu gefallen, zu befriedigen, zu empfangen. Mir selbst, dem Menschen, zu dem ich gehöre, dürfe ich allerdings nicht gefallen – zumindest nicht zu sehr. Am besten sei es, wenn wir uns gar nicht erst kennenlernen. So ist es nicht überraschend, dass den Menschen oftmals die Worte fehlen, um über mich und mit mir zu sprechen. Das Patriarchat versucht den Diskurs mit mir zu unterbinden, den Diskurs über mich zu dominieren, zu steuern. Ich werde zensiert, tabuisiert und unterdrückt. All dieser Schmerz, diese Scham – ich kann und will es nicht mehr ertragen. Genug ist genug. Ich bin traumatisiert. Ich lebe in ständiger Angst. Doch bin ich nicht die Einzige. Auch das Patriarchat hat Angst. Es fürchtet sich – vor mir.

Schaut mich an, ich bin hier

Es ist ermüdend, sich ständig rechtfertigen und behaupten zu müssen. Dieser ewige Kampf hinterlässt seine Spuren. Er zehrt an mir. Immerzu muss ich schreien, um dann doch wieder nicht gehört zu werden – von den meisten jedenfalls. Ich bin es leid. Diese Wut. Sie brennt, mein Feuer lodert, Wild, heiss. Ich bin weder dreckig noch unrein. Ich bin vielfältig. Ich bin so vielfältig, wie die Menschen, zu denen ich gehöre. Nichts und niemand muss mich vervollständigen. Ich bin komplett. Ich bestimme, reguliere mich selbst. Ich bin alles andere als schwach, ich bin die starke Sanftmut und sanfte Stärke. Zärtlich und weich – unfassbar kraftvoll. Ich kann Leben ermöglichen, schöpfen. Ich bin mächtig – eine Künstlerin.

Schaut mich an, ich bin hier

Ich will verstanden werden: Versteht mich! Ich will gehört werden: So hört mir doch endlich zu! Ich will gesehen werden: Schaut mich an! Spieglein, Spieglein an der Wand – ich bin hier. Schaut mich an. Traut euch. Ich weiss, was ich will, was ich kann und was ich brauche. Vertraut mir, spürt mich. Ich bin hier, war immer hier und ich werde es immer sein. Redet mit mir und über mich. Wie kann es sein, dass zum Teil nicht einmal diejenigen, die mich besitzen, wissen, wie ich aussehe?? Nehmt einen Spiegel, schaut mich an. Tut euch zusammen, zeigt mich und lasst mich frei. Schaut mich an. - die Vulva

Zwischen Eskapismus und Revolution

Übermüdet sitze in einer Vorlesung – nicht, weil ich bis spätnachts einen Uni-Text gelesen hätte, sondern weil ich mich in einem Fantasy-Roman verloren habe. War das ungerechtfertigt und ist das Eintauchen in eine Welt von Drachen und Eismagierinnen purer Eskapismus oder könnte es das genaue Gegenteil davon sein?

Text: Alisha Hörr
Illustrationen: Lisa Linder

J.R.R. Tolkien – Der Autor von Der Herr der Ringe und Co. – gilt als Begründer des «High Fantasy» und beeinflusste damit zahlreiche Werke der nachfolgenden Autor*innen dieses literarischen Genres. Als Grundlage für «Mittelalter» – den bekanntesten Handlungsort seiner fiktiven Welt – ist das europäische Mittelalter am deutlichsten ersichtlich. Folglich wurde die Szenerie des mit einigen fantastischen Elementen ausgeschmückten europäischen Mittelalters zum Schauplatz vieler international erfolgreicher Fantasy-Romane. Diese Tendenz ist nun am Aufbrechen – um nur ein Beispiel zu nennen: Die Poppy War Buchserie von R.F. Kuang ist inspiriert vom China des 20. Jahrhunderts und hat weltweit Aufmerksamkeit erlangt.

Fiktion und Realität

Vielleicht fragt ihr euch jetzt: «Was wäre denn überhaupt so problematisch daran, immer nur diese ganz bestimmte, 'tolkiensche' Form von Fantasy zu lesen?» Nun, Fiktion und Realität können nicht getrennt voneinander verstanden werden. Die offensichtlichere Verbindung ist, dass Fiktion auf realen Konzepten basiert und aufbaut. Doch auch das Umgekehrte ist der Fall: Fiktion hat reale Auswirkungen auf unser Leben.

Fiktion wurde und wird noch immer gerne genutzt, um Werte zu vermitteln. Autor*innen, Künstler*innen und Produzent*innen von Medien aller Art spielen eine zentrale Rolle in der Aufrechterhaltung der Performativität von

Verhaltensweisen. Performativität bezeichnet Prozesse der ständigen Imitation von bestehenden gesellschaftlichen Normen. Die Nachahmung – ob bewusst oder unterbewusst – entsteht durch die Berufung auf eine extern auferlegte Norm. Ebendiese Norm wird von uns als Kollektiv erschaffen. Gleichzeitig erschafft sie im Rückschluss die normangepassten Menschen. Es handelt sich also um ein Wechselspiel zwischen Erschaffen und Erschaffen-Werden.

Ob nun fiktiv oder nicht, Geschichten haben eine moralische Instanz. Dabei sind Märchen und Sagen oft die Gattungen, die besonders auffallen. In ihrem simplen und immer gleichen Aufbau können wir sie uns besser merken und weiter erzählen – die Werte werden



Fiktive Charakter und Gesellschaftsordnungen haben ihre Wurzeln in der uns bekannten Realität. Doch sind sie nicht nur Produkt der Realität, sondern rekreieren diese in einem Umkehrschluss auch selbst.

von Generation zu Generation weitergetragen. Auch heute noch werden Märchen erzählt, immer etwas anders, doch der Kern (die Moral) bleibt bestehen. Genau in diesem Weitererzählen liegt die Performativität: Geschichten werden nacherzählt, Handlungsmuster nachgeahmt und auf die Realität übertragen.

So zeigt sich also: Fiktive Charaktere und Gesellschaftsordnungen haben ihre Wurzeln in der uns bekannten Realität. Doch sind sie nicht nur Produkt der Realität, sondern rekreieren diese in einem Umkehrschluss auch selbst.

Nun, da wir die Macht von Geschichten erkannt haben, stellt sich die Frage, wer die Macht hat, solche Geschichten zu verfassen und dabei eine Leser*innenschaft zu erreichen. Lange Zeit waren in Europa beinahe ausschliesslich Männer in dieser Machtposition. Dieser Ausschluss anderer Menschen und Perspektiven führt dazu, dass sich in Fantasywelten die individuelle Realität Einzelner als kollektive Realität aller spiegelt. Diskriminierende Annahmen einer patriarchalen und eurozentristischen Perspektive werden so ohne Gegenvorschläge für Alternativen auf fiktive Welten übertragen, werden von vielen Menschen konsumiert und setzen sich in ihren Köpfen als natürliche Norm fest.

Daher ist es eine ermutigende Entwicklung, dass nun vermehrt vielseitige Fantasy-Bücher internationale Aufmerksamkeit erlangen und auch die Autor*innen diverser sind. Dies ermöglicht den Lesenden, neue Perspektiven kennenzulernen und den eigenen Horizont zu erweitern.

Eskapismus oder mentale Vorbereitung auf die Revolution?

Um nach diesem Gedankenspaaziergang wieder auf die Anfangsfrage zurückzukommen: Ist es Eskapismus, Fantasy-Bücher zu lesen? War das Lesen einer Geschichte von Drachen und Eismagierinnen es wert, dann in der Vorlesung über institutionalisierte Diskriminie-

rung und deren Zusammenhänge mit Kapitalismus wegen Übermüdung nichts mehr aufnehmen zu können? Ist es Eskapismus, wenn es in diesem Buch von Drachen und Eismagierinnen auch um Migration und Kolonialismus geht? Ist es Eskapismus, wenn ich ein Buch lese, welches mir völlig neue Gesellschaftsstrukturen, Ideale und Werte zeigt? Gerade dadurch, dass ein fantastisches Setting gewählt wird, fällt es den Leser*innen einfacher, sich die alternativen Lebensformen ernsthaft vorzustellen, anstatt sie gleich als unmöglich zu verwerfen. In fiktiven Geschichten können Utopien entworfen werden, die tatsächlich umsetzbar wirken, während Utopien, wenn sie auf unsere Realität bezogen sind, mindestens belächelt und in den meisten Fällen brutal zerfetzt werden. Ohne allzu grosse Erwartungshaltung können wir uns also in Fantasy- oder auch Science-Fiction-Büchern den Gedankenexperimenten hingeben. Und die Ideen, die den Lesenden so mitgegeben werden, können sich auf ihre Handlungen in der Realität auswirken. Wenn immer und immer wieder Alternativen zu unserer jetzigen Haltung und Lebensweise konsumiert werden, wirkt es irgendwann vielleicht nicht mehr unmöglich und lachhaft, das bestehende, so rigide und naturalisiert wirkende Ordnungssystem herauszufordern. Letztlich können Bücher so oder so gelesen werden. Vielleicht will ich wirklich einmal ausklinken und mich in eine Fantasy-Welt flüchten, wo die Grenzen zwischen Gut und Böse eindeutig erkennbar sind und die Protagonist*innen ein klares Ziel verfolgen. Und vielleicht lese ich einen Fantasy-Roman über politische Intrigen in Atlantis, um danach von neuen Ideen inspiriert eine Revolution anzuzetteln. ;)

Gerade dadurch, dass ein fantastisches Setting gewählt wird, fällt es den Leser*innen einfacher, sich die alternativen Lebensformen ernsthaft vorzustellen, anstatt sie gleich als unmöglich zu verwerfen.



Gewaltige Empörung

Text: Noah Pilloud
Illustrationen: Lisa Linder

Von antifaschistischen Gegenprotesten zu Kundgebungen am 1. Mai: Linke Demos stehen oft in der Kritik, gewalttätig zu sein. Wochenlange Empörung in der öffentlichen Debatte ist vorprogrammiert. Doch diese Empörung ist äusserst einseitig.

Gewalt ist schlecht. Das zu sagen ist weder besonders kreativ noch erfordert es grossen Mut. Das macht die Aussage aber nicht weniger richtig. Gewalt ist ein integraler Bestandteil unserer Gesellschaft. Das zu erkennen, ist unangenehm. Aber es ist wichtig, um die richtigen Konsequenzen aus der ersten Aussage zu ziehen.

Wer die Gewalt nicht in ihrer Allgegenwärtigkeit erkennt, läuft nämlich Gefahr, sie nur dort zu verurteilen, wo sie am offensichtlichsten ist. Das mag aus einer moralisch korrekten Überzeugung geschehen, doch hilft es am Ende, die Gewalt zu legitimieren, die so sehr Teil der Gesellschaft geworden ist, dass kaum noch über sie gesprochen wird. Die Rede ist von jener Gewalt, die täglich dafür notwendig ist, die gegenwärtige Gesellschaftsform aufrecht zu erhalten. Um zu verstehen, wie diese Form der Gewalt wirkt, bedarf es zuallererst einer allgemeinen Definition von Gewalt.

Gewalt von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft

Fällt das Wort «Gewalt», stellen sich die Allermeisten wohl eine Form physischer Gewalt vor. Faustschläge, Polizeigriff oder vorgehaltene Waffen gehören zu den prototypischen Vorstellungen von Gewalt. Doch Gewalt wirkt viel häufiger auf subtile, weniger offensichtliche Weise. Um Gewalt in ihrer Ganzheit, einschliesslich der nicht physischen Erscheinungsformen zu begreifen, bedarf es einer breiteren Definition von Gewalt. Der Deutsche Rechtsphilosoph der Weimarer Republik Gustav Radbruch beschrieb Gewalt – grob vereinfacht – als eine Form der Macht ausübung, die Individuen oder Gruppen daran hindert, dem eigenen Willen zu folgen oder anderen den eigenen Willen aufzwingt. Diese

len schöpft sich die ausgeübte Macht aus der wirtschaftlichen Stellung der sie Ausübenden.

Werden die Stimmen von TINFA-Personen nicht gehört, weil cis Männer sie als weniger wichtig erachten, ist das eine Form von Gewalt. Getrauen sich queere Menschen nicht, ihre sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität offen zu leben, weil sie die Sanktionen der cisheteronormativen Gesellschaft fürchten, ist auch das eine Form von Gewalt. In beiden Fällen schöpft sich die ausgeübte Macht aus der gesellschaftlichen Stellung der sie Ausübenden.

Protest ist ohne Gewalt nicht möglich

Die oben genannten Beispiele liessen sich beliebig erweitern. Sie zeigen aber eines: Die Gewalt, die ausgeübt wird, um unsere Gesellschaftssysteme aufrechtzuerhalten, ist oft unsichtbar. Zumindest in der Mitte der Gesellschaft. Je weiter weg man sich von dieser Mitte entfernt, umso sichtbarer wird die Gewalt, bis sie an ihren physischen Grenzen – beispielsweise an der EU-Aussengrenze – in ihrer hässlichsten Erscheinung offenbar wird. Wenn Menschen auf der Flucht im Mittelmeer ertrinken oder durch Push-Back-Aktionen dem sicheren Tod überlassen werden und das als Notwendigkeit des Systems legitimiert wird, ja dann ist das Gewalt, die ausgeübt wird, um die gegenwärtige Gesellschaftsform aufrechtzuerhalten.

Protestbewegungen, die sich gegen einzelne Aspekte oder das gewalttätige System als Ganzes zur Wehr setzen, wählen oft selbst die eine oder andere Form der Gewalt. Äussert sich das in zerbrochenen Schaufensterscheiben, versprayten Hauswänden, brennenden Mülltonnen oder Angriffen auf Repressionsorgane, ist der mediale und gesellschaftliche Aufschrei gross. Man muss die Gewalt nicht gutheissen, man kann sie zurecht als fehlgeleitet bezeichnen. Doch Gewalt immer und fast ausschliesslich dann zu verurteilen, wenn

Form der Gewaltausübung ist in der Gesellschaft allgegenwärtig, ja sie ist systemimmanent. So sieht das System vor, dass der Staat das Gewaltmonopol innehat und damit das Recht auf Privateigentum verteidigt.

Indem der Staat mittels Gewaltmonopol die Gesetze durchsetzt, zwingt er den Bürger*innen seinen Willen auf. In einem demokratischen Staat ist dieser Wille in der Theorie auch der Wille seiner Bürger*innen und die Gewaltausübung somit kein Problem, beziehungsweise stellt sie keinen aufgezwungenen Willen dar. Doch in der Praxis führen Exklusion und gesellschaftliche Machtssysteme dazu, dass der Wille der gesetzgebenden Macht für Manche immer ein ihr fremder ist.

Die Allgegenwart der Gewalt geht jedoch über das staatliche Gewaltmonopol hinaus. Täglich wird Menschen ein fremder Wille aufgezwungen oder sie werden daran gehindert, ihren eigenen Willen auszuführen. Verlieren Angestellte ihre Lohnarbeit, weil sie den Arbeitgeber*innen entbehrlich erscheinen oder sie schlicht Lohnkosten senken wollen, ist das eine Form von Gewalt. Werden Mieter*innen aus dem Quartier, in dem sie jahrelang gelebt haben, verdrängt, weil Immobilienbesitzer*innen durch Aufwertung und höhere Mieten eine andere Klientel anziehen wollen, ist auch das eine Form von Gewalt. In beiden Fäl-

Die Gewalt, die ausgeübt wird, um unsere Gesellschaftssysteme aufrechtzuerhalten, ist oft unsichtbar.

sie in dieser Form in Erscheinung tritt, ist ein Zeugnis von Heuchelei, Doppelmoral und Kleingeist.

Oft sind es gerade jene, denen die Anliegen des Protests ebenso am Herzen liegen, die sich am lautesten über die Gewalt echauffieren. Dann werden Rufe nach gewaltfreien Formen des Protests laut. Doch gibt es das überhaupt? Ist eine Sitzblockade, ist ein Streik gewaltfrei? Liegt der Sinn dieser Protestformen nicht gerade darin, anderen den eigenen Willen aufzuzwingen? Selbstverständlich lässt sich das nicht mit Ausschreitungen und Sachbeschädigung gleichstellen. Doch unter der gegebenen Definition lassen sich beinahe alle Protestformen, auch jene, die gemeinhin als gewaltfrei gelten, als mehr oder weniger gewaltvoll beschreiben.

Gewalt ist also sowohl im banalen Alltag des Systems wie auch in den Protestformen dagegen stets auf die eine oder andere Weise zugegen. Weil aber nur ein Teil der Gewalt in der Öffentlichkeit diskutiert und verurteilt wird, entsteht ein einseitiger Diskurs und schliesslich das Gefühl, wir würden in einer grundsätzlich gewaltfreien Welt leben. Wird Gewalt dann in Form von Protesten sichtbar,

erscheint sie als Zivilisationsbruch. Anstatt sich auf das kleinbürgerliche Märchen der gewaltlosen, heilen Welt einzulassen, braucht es hingegen eine ehrliche Auseinandersetzung mit dem Thema: Woher kommt die Gewalt? Wer übt sie aus, wer reproduziert sie? Wann ist wo welche Form der Gewalt unter Umständen vertretbar? Wann ist sie es nicht? Und vor allem: Wem nützt die Empörung?

Sprechen wir also weniger über umgeworfene Stühle, eingeschlagene Fensterscheiben, brennende Mülltonnen und geworfene Flaschen alle paar Monate. Sprechen wir mehr über die Gewalt, die täglich im Verborgenen geschieht. Sprechen wir darüber, wo wir selbst diese Gewalt ausüben oder in ihrer Ausübung zumindest Kompliz*innen sind. Bis ein Leben frei von Gewalt eine Möglichkeit für alle ist und nicht für eine gesellschaftliche Mitte, die kontinuierlich die Augen vor der systemimmanenten Gewalt zu distanzieren und sie gar nicht mehr wahrnimmt.

Anstatt sich auf das kleinbürgerliche Märchen der gewaltlosen, heilen Welt einzulassen, braucht es eine ehrliche Auseinandersetzung mit dem Thema

Romello (23) aus Gruten-Gartenstadt fragt:

Ist jede Tomate ein*e gute*r Partner*in?

Liebe*r Romello

Das Datingleben stellt uns alle zuweilen vor schwierige Fragen. Neben Fragen wie «Soll ich als Wassermann mit einer Waage ausgehen?» und «Ist es mir wirklich wert, mich vor diesem Treffen herauszuputzen? – ich mein, wer mich in Trainerhosen nicht mag, soll mir eh vom Leib bleiben», gehören auch schlichte Klassiker wie: «To mate or not to mate?».

Doch bevor wir uns den Detailfragen widmen, müssen wir uns erst einmal im Klaren sein, was ein*e gute*r Partner*inenschaft ausmacht. Eine universell gültige Antwort darauf kann es – wir betreiben hier schliesslich keine Naturwissenschaft – nicht geben. Egal ob du dich als Cherrytomate mit einer Ochsenherz zusammenschmeckst, oder ob du als Mozarella Scheibe die perfekte Strauchtomate suchst, um dich mit ihr auf den Teller zu legen, wichtig ist, was euch verbindet: Balsamico!

Darum bist du gut beraten, vor dem Griff ins Regal zu prüfen, welcher Essig zu allen involvierten Zutaten passt. Und nur weil der Himbeer-Feigen-Balsamico momentan der absolute Kassenschlager ist, heisst das nicht, dass er auch zu dir und deiner Tomate passt. Grundsätzlich gilt: Probieren geht über Studieren! Du musst nicht gleich eine Literflasche kaufen. Und wenn du nach der kleinen Musterflasche

merkst, dass es dir doch nicht schmeckt, ist es keine Schande, das zuzugeben. Denk daran: Der Balsamico muss zu allen Zutaten passen!

Ein letzter Rat noch: Der Korb ist voller Gemüse, du musst dich nicht auf Tomaten beschränken und wenn du der Meinung bist, du schmeckst alleine am besten, dann ist das auch in Ordnung. Für alles andere gibt es Kochkurse (oder den TipTopf).

Mit San-Marzano-Bernerrosen -Grüssen

Deine Expertomat*innen

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser Expert*innenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende deine Frage bis zum 20. August an frage@studizytig.ch.

BÜHNEN BERN
SCHAUSPIEL

LA
STRADA

nach dem Film
von Federico Fellini

Ab
03.06.2023
Heitere Fahne

Mit LEGI 50%
im VVK
LastMinute-Tix
15.-

Kooperation mit

HEITERE FAHNE
DIE IDEALISTENKISTE

Rätsel



Da die Rätselmacherin kein Berndeutsch spricht, hat sie sich dazu entschieden, Songtexte aus dem Berndeutschen in die hohe Hochsprache zu übersetzen. Welches Lied ist gesucht?"

Ich bin ausser Standes die mir vorliegende Sachlage auch nur ansatzweise zu erfassen, geschweige denn zu erklären.

Sende das Lösungswort bis am 31.05.23
an raetsel@studizytig.ch.

Zu gewinnen gibt es 2 Tickets für die Vorstellung «Pierre-Laurent spielt Mozart» mit James Conlon am Dirigentenpult im Berner Symphonieorchester im Casino Bern. Vorstellung am Mo. 29. Juni.

Dein Netzwerk
für heute und
übermorgen.

Berna Bernensis öffnet dir Türen,
die andere nicht mal kennen!



Besuche einen unserer
nächsten Anlässe.
Als Gast ist für dich alles
kostenlos.

Bernastamm
Abwechslung zum Berufs-
und Studienalltag

Restaurant «Della Casa» in Bern

Di. 13. Juni 2023 ab 18.00 Uhr

Pétanque-Stamm
«Codex-Cup»

Schulhaus Wattenwil,
Hagenstrasse 2A, 3665 Wattenwil
(Outdoor-Anlass)

Di. 3. Juli 2023 um 18.00 Uhr



1881.ch

Infos und Anmeldung:
1881.ch/anmeldung

Hast du die SUB- Umfrage 2023 schon ausgefüllt?



Die Universität, die Lehre, Mensen, Beratungsstellen und auch das Engagement der SUB für die Studierenden entwickeln sich konstant weiter – damit diese Entwicklung auf deine Bedürfnisse ausgerichtet werden kann, findet alle 3 Jahre die grossangelegte SUB-Umfrage statt. Wir erfragen darin deine Rückmeldung zu Themen wie studentisches Wohnen, Arbeiten, Familie, Diskriminierung, Nachhaltigkeit und der Zufriedenheit mit der Lehre und Campus-Arealen.

Die Resultate aus den Jahren 2017 und 2020 waren in vieler Hinsicht aufschlussreich und haben zahlreiche Veränderungen angestossen. So erkannten wir 2017 zum Beispiel, dass knapp 10% der Befragten an der Universität schon abwertende Bemerkungen, anzügliche Sprüche oder sexuelle Anspielungen erlebt hatten. Die Umfrage 2020 bestätigte diese Ergebnisse und zeigte zudem auf, dass jede*r zehnte Student*in an der Universität schon diskriminiert wurde. Die Universität Bern verpflichtet sich mittlerweile, ihre Angehörigen vor sexueller Belästigung zu schützen und hat entsprechende Beratungsstellen eingerichtet. Dennoch findet die SUB, dass in diesem Bereich ein Potential für Verbesserungen besteht. Deshalb sind wir weiterhin auf dein wertvolles Feedback angewiesen.

Damit wir das Angebot der SUB in den richtigen Bereichen verbessern und ausbauen können, brauchen wir auch hier deine Meinung dazu. Neben den genannten Themenbereichen möchten wir dieses Jahr einen neuen Bereich vertiefen: Die mentale Gesundheit der Studierenden. Laut der Umfrage aus dem Jahr 2020 waren ganze 34% der chronischen gesundheitlichen Beschwerden unter Studierenden psychischer Natur. Wie hat sich dieses Bild mittlerweile entwickelt? Dieser Frage gehen wir nach.

Deine Teilnahme an der SUB-Umfrage hilft uns massgeblich dabei, auch in diesem Jahr durch die Ergebnisse der Umfrage ein verlässliches und breit abgestütztes Bild der Lage der Studierenden zu erhalten. Dieses hilft uns dabei, unser Engagement auf reale und relevante Bedürfnisse auszurichten.

Deine Antworten sind nicht nur für die SUB selbst von grosser Bedeutung, sondern helfen auch den Fakultäten deines Hauptfachs, den Beratungsstellen an der Berner Hochschulen, sowie den universitären Stellen für Qualität und Lehrevaluation weiter.

Vom 25. April bis zum 5. Juni kannst du die diesjährige SUB-Umfrage ausfüllen. Am besten scannst du noch heute den QR-Code auf dieser Seite und legst direkt los ;) Die Umfrage dauert durchschnittlich 20 Minuten.

Zu gewinnen gibt es in diesem Jahr als Hauptpreis einen CHF 300.- Digitec Gutschein, 50 Campusfestival Tickets und 10 Eintritte für einen YB-Match.

Auf unserer Website findest du jederzeit den Link zur Umfrage, als auch eine Übersicht der Preise, und die Ergebnisse der SUB Umfragen der letzten Jahre.

Vielen Dank machst du mit! Zusammen können wir weitaus mehr bewegen, als alleine.

Herzlich,
dein SUB-Team

Die Beratungs- stelle der Berner Hochschulen – ein Fels in der Brandung

Text: Noëlle Schneider

In der letzten Ausgabe der bärner studizytig wurde der Studierendenverein „Mindbalance“ porträtiert, der sich mit der psychischen Gesundheit Studierender der Universität Bern befasst. In dieser Ausgabe stellen wir dir die Beratungsstelle der Berner Hochschulen vor. An diese kannst du dich wenden, wenn du Unterstützung im Studium und bei persönlichen Themen brauchst. Hier findest du Antworten auf alle Fragen, die du dir über das Beratungsangebot betreffend psychischer Gesundheit der Universität Bern stellen könntest:

Wer ist meine primäre Ansprechperson an der Universität, wenn es mir psychisch nicht gut geht?

Die Psycholog*innen der Beratungsstelle der Berner Hochschulen.

Wie und wobei hilft mir die Beratungsstelle?

Die Aufgabe der Beratungsstelle ist, wie unschwer zu erraten, in erster Linie die Beratung der Studierenden und Mitarbeitenden. Dabei sind nicht nur Anliegen rund ums Studium und den Berufseinstieg Gegenstand der Beratung, sondern auch Themen wie Stress, Ängste, Selbstwertprobleme, Stimmungsschwankungen oder Konflikte. Weiter werden auch verschiedene Workshops angeboten und es gibt ausserdem eine Ansprechperson für Themen rund um sexuelle Belästigung und Diskriminierung. Auf der Website (www.bst.bkd.ch) sind viele Anregungen und In-

formationen in Form von Videos und Text verfügbar, wie beispielsweise eine Anleitung für das Erstellen eines CV.

„Studieren ist komplex, es geht oftmals um tiefgreifende Identitätsfragen. Es handelt sich um eine Übergangphase im Leben, die belastend sein kann“, so Stefanie Feuz, Leiterin der Beratungsstelle der Berner Hochschulen. Weiter führt Feuz aus, wo die Grenzen der Beratungsstelle liegen - sie stellt keine Diagnosen oder Gutachten und, falls eine längere Psychotherapie notwendig wird, werden die Studierenden an Fachpersonen weitergeleitet. Das hängt damit zusammen, dass die Beratungsstelle zuständig für den subklinischen Bereich ist und eher der Überbrückung dient für Personen, die später eine längere Psychotherapie in Anspruch nehmen wollen oder müssen. Oftmals können aber schon viele psychische Leiden durch die Beratungsstelle aufgefan-

gen und abgedeckt werden, wodurch eine Psychotherapie vielleicht sogar nicht mehr notwendig sei.

Wer kann das Angebot der Beratungsstelle in Anspruch nehmen?

Alle immatrikulierten oder angestellten Personen der Berner Hochschulen, das heisst der Universität Bern, Pädagogischen Hochschule Bern und der Berner Fachhochschule. Momentan setzt sich das Klientel der Beratungsstelle aus etwa 80% Bachelor- und Masterstudierenden und aus ca.15% Doktorierenden und Postdocs zusammen. Die restlichen 5% sind Dozierende und weitere Mitarbeitende, welche die Hilfe der Beratungsstelle aber oftmals nicht wegen eigenen Angelegenheiten in Anspruch nehmen, sondern sie hinsichtlich der Betreuung ihrer Studierenden ersuchen.

Was kostet eine Beratung oder ein Workshop?

Nichts, sämtliche Dienste der Beratungsstelle sind für dich kostenfrei.

Wie wird die Beratungsstelle finanziert?

Die Beratungsstelle wird durch den Kanton subventioniert. Sie ist beim Amt für Hochschulen (AH) angegliedert, welches laut eigenen Angaben "innerhalb der politischen Vorgaben optimale Rahmenbedingungen für die kantonalen Hochschulen" schafft. Eine der vielen Aufgaben dieses Amtes ist es, die Aufsicht über die Hochschulen auszuüben. Die Beratungsstelle ist damit beauftragt, Dienstleistungen für die Berner Hochschulen zu erbringen.

Warum ist der Kanton daran interessiert, ein solches Angebot kostenlos zur Verfügung zu stellen?

Nebst der Tatsache, dass es den Studierenden an den Berner Hochschulen gut gehen soll, kosten alle Studienabbrüche und verlängerten Studienzeiten den Kanton auch viel Geld. Vor dem Hintergrund ist Prävention und Unterstützung in der psychischen Gesundheit der Studierenden besonders wichtig. Die Beratungsstelle ist im Wesentlichen dafür zuständig, die Studierfähigkeit der Studierenden sicherzustellen.

Wie kann ich die Beratungsstelle kontaktieren?

Die Beratungsstelle befindet sich in der Länggasse an der Erlachstrasse 17 in Bern. Wenn du einen Termin vereinbaren willst, kannst du entweder vorbei gehen oder du erreichst die Beratungsstelle unter der Nummer 031 635 24 35. Auf ihrer Website unter www.bst.bkd.ch findest du ausserdem wertvolle Informationen rund um die Angebote der Beratungsstelle.

Wer arbeitet auf der Beratungsstelle?

Auf der Beratungsstelle der Berner Hochschulen arbeiten alles ausgebildete Psycholog*innen mit einem Fachtitel in Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung, Coaching oder Psychotherapie. Die Arbeit mit Studierenden und Angestellten der Hochschulen werde von den Angestellten der Beratungsstelle sehr geschätzt, besonders vor dem Gesichtspunkt, dass Studierende und Mitarbeitende oft viele Ressourcen mitbringen, so Stefanie Feuz.

Inwiefern sind die Angestellten der Beratungsstelle an die Schweigepflicht gebunden?

Alle Gespräche, die in der Beratungsstelle geführt werden, werden strengstens vertraulich behandelt. Dadurch, dass die Beratungsstelle nicht direkt an die Universität Bern angegliedert sei, könne die Schweigepflicht auch ohne Interessenkonflikte auf Grund von Fürsorgepflichten problemlos eingehalten werden, erklärt Stefanie Feuz. Die Schweigepflicht hört erst bei einer akuten Fremd- oder Selbstgefährdung auf.

Wie lange muss ich auf einen Termin bei der Beratungsstelle warten?

Es kommt immer darauf an, wie stark die Beratungsstelle ausgelastet ist. Laut Stefanie Feuz gibt es Phasen, in denen eine behandlungsbedürftige Person noch in der gleichen Woche vorbeikommen könne. Momentan müsse mit einer Wartezeit von etwa zwei, höchstens drei Wochen gerechnet werden. Wenn es aber besonders dringend sei, weil eine Deadline oder eine Ein- oder Umschreibungsfrist gewahrt werden müsse, werde das selbstverständlich ebenfalls bei der Terminvergabe berücksichtigt. Für Notfälle gäbe es ausserdem immer eine zuständige Fachperson, welche bei akuten Krisen sofort reagieren kann. Teilweise haben die Wartezeiten auch mit dem kurzfristigen oder unentschuldigtem Fernbleiben von Klient*innen von bereits abgemachten Terminen zu tun, so Stefanie Feuz. Das geschehe leider nicht selten und verlängere die Wartezeiten.

Was gibt es sonst noch für Angebote für Studierende der Universität Bern?

Die Universität Bern selbst hat kein kostenfreies Angebot im Sinne von offiziellen Therapieplätzen für psychisch belastete Studierende. Es gibt die Praxisstelle der Universität, eine ambulante psychotherapeutische Einrichtung des Instituts für Psychologie der Universität Bern. Diese bietet diagnostische Abklärungen und Psychotherapie. Die Kosten der Sitzungen können über die Grundversicherung abgerechnet werden. Mehr Infos dazu findest du unter: www.psychotherapie.uni-be.ch.



Stefanie Feuz, eidg. anerkannte Psychotherapeutin und Leiterin des Teams der Beratungsstelle der Berner Hochschulen / Private Aufnahme



Die Beratungsstelle an der Erlachstrasse 17 in Bern / Noëlle Schneider

Irdische Fragen, astronomische Antworten

Idee & Umsetzung: Florian Rudolph

Eine Photomontage von Jupiter und seinen 4 grössten Monden (von oben nach unten): Io, Europa, Ganymed and Kallisto

Angesichts der JUICE-Weltraummission zum Jupiter haben wir Studierende um ihre Fragen rund um die Weltraumforschung gebeten. 6 Astrophysiker*innen sind Rede und Antwort gestanden.

Am 14. April ist die JUICE-Mission Richtung Jupiter und dessen Monde gestartet. Während Forscher*innen der Uni Bern an einem eigens für die Mission entwickelten Massenspektrometer arbeiteten, haben wir Fragen und Meinungen gesammelt. Die Antwortgeber*innen sind drei Astrophysiker*innen, die bei JUICE involviert sind (Audrey Vorburger, André Galli & Andreas Riedo) und 3 Studierende mit dem Schwerpunkt Astronomie (Audrey Aebi, Aaron Werlen & Seraphine Marti). Um einen Überblick zu vereinfachen, verwenden wir bei der JUICE-Equipe die Nachnamen und bei den Studierenden die Vornamen.

Wer bist du?

Aaron:

Ich habe ursprünglich eine Lehre zum Mediamatiker gemacht. Jetzt gerade bin ich Beobachter in der Sternwarte Zimmerwald und Hilfsassistent am Astronomischen Institut.

Audrey:

Ich arbeite zurzeit als Beobachterin in der Sternwarte Zimmerwald und studiere Physik und Astronomie an der Uni Bern.

Seraphine:

Ich schreibe meine Bachelorarbeit beim Institut Space und studiere Physik mit dem Nebenfach Astronomie.

Galli:

Ich bin Weltraumphysiker an der Universität Bern und arbeite in verschiedenen Forschungsprojekten zur Erforschung unseres Sonnensystems.

Riedo:

Ich bin Privatdozent an der Uni Bern, in der Gruppe Weltraumforschung und Planetologie. Ich habe mich spezialisiert auf die Suche nach Leben in unserem Sonnensystem.

Vorburger:

Ich bin Naturwissenschaftlerin und erforsche unser Sonnensystem und extrasolare Planeten und Monde. Und die Mama von drei Kindern.

Weltraumkolonialisierung ja oder nein? Wär das was für dich? Warum?

Aaron:

Ich persönlich würde es befürworten, eine interplanetare Spezies zu werden. Persönlich sehe ich mich aber eher auf der Datenauswertungsseite.

Audrey:

Wenn mir jemand anbieten würde, ins Weltall zu gehen, könnte ich glaub nicht nein sagen. Aber ich finde es auch wichtig, Lösungen zu finden, damit wir auf der Erde bleiben können.

Galli:

Das Wort Kolonialisierung ist natürlich historisch extrem belastet. Es war der Versuch, Rohstoffe aus anderen Ländern zu günstigen Konditionen und ohne Rücksicht auf die ansässige Bevölkerung zu extrahieren. All dies unter dem Primat der Wirtschaft. Auch bei der Weltraumkolonialisierung wird zum Teil

wirtschaftlich argumentiert: Die sogenannten Weltraumressourcen müssten vom Mond abgebaut und für die Menschheit nutzbar gemacht werden. Doch wir müssen uns gut überlegen, was wir auf Himmelskörpern machen – oder *nicht* machen.

Was können wir von einem Gasplaneten mit -150°C Aussentemperatur über uns und für unser Leben auf der Erde lernen?

Riedo:

Jupiter besitzt Eismonde, die unter kilometerdicken Eisschichten flüssige Ozeane und vermutlich Black Smokers beherbergen. Wir hoffen, dort Spuren von Leben zu finden. Sollten wir es schaffen, könnten wir zum ersten Mal klar aufzeigen, dass es weiteres Leben im Weltall gibt. Und das finde ich überaus wichtig für unsere Gesellschaft, dieses Wissen zu haben.

Vorburger:

Ich denke, es liegt in der Natur des Menschen, wissen zu wollen: Sind wir einzigartig? Gibt es noch mehr Leben da draußen? Durch die Erforschung des Jupiter und seiner Monde könnten wir der Antwort auf diese Frage ein Stück näher kommen. Wir gehen diesen Fragen nach, weil wir wollen, nicht weil wir müssen.

Aaron:

Ich denke, dass Wissenschaft zum Zweck der Wissenschaft selbst gemacht werden darf.

Wie relevant sind Nachhaltigkeitsgedanken bei der Weltraumforschung?

Vorburger:

Bei der Materialauswahl für das Massenspektrometer der JUICE-Mission waren wir leider sehr eingeschränkt. Es durfte keine Gase produzieren im Vakuum und es musste geeignet sein für einen Flug im Weltraum. Und es gab auch nur ein Raketenmodell, welches im Stande war, JUICE auf die richtige Bahn zu bringen. Wir wollen nachhaltig sein, aber in diesen Bereichen haben wir kaum Handlungsspielraum.

Seraphine:

Es gibt sehr viel Weltraumschrott im Orbit der Erde, was mittlerweile immer mehr ein Thema wird. Forscher*innen versuchen, die

Bahnen von Weltraumschrott zu bestimmen, denn Kollisionen mit Satelliten würde die Anzahl des Weltraumschrott noch erhöhen. Manche überlegen sogar, die Erdumlaufbahn zu entmüllen.

Galli:

Wichtig ist die Frage: Können wir die Veränderungen, die wir anstreben, rückgängig machen oder überdauern sie kommende Generationen? Wenn das der Fall ist, müssen wir uns gut überlegen, was wir tun. Welche Folgeschäden sind möglich bei einem Bergbauprojekt auf dem Mond? Was für „ästhetische“ Veränderungen können wir dulden? Was bedeutet das für die Menschen, die dem Mond eine kulturelle oder spirituelle Bedeutung zuordnen? Das ist der Komplex, wenn wir darüber reden, wie die Weltraumfahrt in der Zukunft nachhaltig betrieben werden kann.

Kann Weltraumforschung einen Beitrag zur Bekämpfung der Klimakrise leisten?

Seraphine:

Ich denke ja. Beispielsweise gibt es Annahmen, dass auf der Venus zu einem früheren Zeitpunkt lebensfreundlichere Bedingungen herrschten. Zu verstehen, wie und warum die Venus zu einem lebensfeindlichen Umfeld wurde, könnte uns helfen, die Prozesse auf der Erde besser zu verstehen oder abschätzen zu können, wie viel Zeit wir noch haben, bis es kritisch wird.

Galli:

Steigt der Meeresspiegel? Wie steht es um El Niño? Wenn wir all dies wissen wollen, dann brauchen wir heutzutage Satelliten. Ohne Satelliten hätten wir zum Beispiel das Ozonloch nicht einmal entdeckt, geschweige denn verstanden.

Audrey:

Ein Beispiel: Wir wollen künftig auf dem Mars Gemüse anbauen. Die gleichen innovativen Technologien könnten uns auf der Erde helfen, effizient und nachhaltig Gemüse im Keller anzubauen.

Vorburger:

Die 10 Instrumente auf JUICE laufen mit 900 Watt. Das ist etwa die Leistung eines Haarföhns auf niedrigster Stufe. Der technische

Fortschritt und die Energie-Effizienz, die im Rahmen der Weltraumforschung entstehen, können in alltäglicheren Produkten auf der Erde Verwendung finden.

Artemis, Jupiter, Minotaur I – V ... Warum dieses Faible für griechische Mythologie? Sind diese Namen nicht etwas altbacken?

Aaron:

Die Astronomie selbst ist eine sehr traditionsbehaftete Wissenschaft. Space X folgt dieser Tradition aber zum Beispiel nicht und nennt seine Raketen z.B. Starship oder Falcon Heavy.

Galli:

Griechische und lateinische Namen sind nach wie vor beliebt, aber es gibt Bestrebungen in letzter Zeit bei der Benennung von Himmelskörpern auch aus aussereuropäischen Kulturkreisen zu schöpfen. Ich denke da an den Zwergplaneten Weywot, welchen die Tongva First Nation benannt haben.

Riedo:

Jein. Bei JUICE zum Beispiel, da denke ich gleich an Orange Juice. (Anmerkung der Redaktion: JUICE steht für „JUpter ICy moons Explorer“)

Wie würdest du Jupiter und die Jupiter-Monde umbenennen?

Seraphine:

Keine Umbenennung! Ich habe selber ein Faible für griechische Mythologie. Aber zugegeben, Europa ist schon sehr auf griechische Mythologie fixiert.

Aaron:

Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter (zählt)... Ich würde Jupiter „Sun-5“ nennen und seine Monde „Sun-5a“, „Sun-5b“, „Sun-5c“ und „Sun-5d“.

Riedo:

Das ist eine brutale Frage! Ich bin aufgewachsen mit Jupiter und auch mit Pluto, der für mich irgendwie immer noch als Planet zu unserem Sonnensystem dazu gehört. Finde die Namen gut!

Vorburger:

Am liebsten gar nicht! Aber wenn es sein muss: Io à „Vulkanmond“, Europa à „der Habitable“, Ganymed à „der Magnetische“, Calisto à „der Alte“ und Jupiter à „der Riese“

Galli:

Die Namen der Monde könnten passend zur Benennung ihrer Oberflächenstrukturen aus dem jeweiligen Kulturkreis gewählt werden: Beispielsweise „Pele“ für Io (Namen der hawaiianischen Göttin der Vulkane), „Heth“ für Europa („Frost“ auf walisisch und vermutlich

auch Inspiration für den Eisplaneten in Star Wars) und „Fenris“ für Kallisto.

Warum sind so viele Männer in der Weltraumforschung?

Vorburger:

Ich denke, die Schweiz hat noch immer ein klassisches Bild von der Aufteilung zu Hause, Beruf und Familie. Mein Mann zum Beispiel arbeitet 100%. Ich selber arbeite 70% und frage mich trotzdem häufiger als er, ob ich genug Zeit mit meinen Kindern verbringe. Er stellt sich diese Frage viel weniger. Vielleicht liegt das auch an unseren Charakteren, aber ich beobachte das auch im Freundeskreis häufig so. Ich kenne zudem hauptsächlich Frauen, die Teilzeit arbeiten – die Männer, die ich kenne, arbeiten meist 100% – und da beginnt das Problem, denn die Weltraumforschung ist ein sehr kompetitives Gebiet. Wenn du nicht bereit bist, 100 % Einsatz zu geben: Jemand anderes ist es.

Audrey:

Ich habe das Gefühl, dass es sich viele Frauen nicht zutrauen, weil es bisher an weiblichen Vorbildern im Vergleich zu männlichen mangelt. Ich bin jedoch zuversichtlich, dass sich dies in den kommenden Jahren ändern wird.

Riedo:

Ich denke, die erhöhte Männerquote ist auch in anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen zu beobachten. Es gibt jedoch auch Fachrichtungen, wie die Astrobiologie, wo das umgekehrt ist.. Aber im Grunde genommen fängt die Problematik schon in der Grundschule an: Buben gehen „lieber“ ins Handwerken und die Mädchen ins Basteln. Eventuell sollte man schon dort viel früher ansetzen und den jungen Personen beide Seiten ermöglichen.

Menschen, die ins Weltall reisen, werden sich der Zerbrechlichkeit der Erde bewusst und sie lernen, wie verschwindend klein wir sind. Wie können wir Demut auf Erden lernen?

Seraphine:

Eine schwierige Frage! ...denkt nach... Ich denke, indem wir uns mit der Frage auseinandersetzen, was für ein kleiner Teil des Universums wir eigentlich sind. Es gibt tausende Sterne und um jeden Stern kann ein eigenes Planetensystem kreisen. Wir sind nichts Spezielles, die Erde ist nicht die einzige Erde im Weltall. Die Möglichkeit auf weiteres Leben im Universum ist riesig...

Galli:

Wir sollten uns bewusst sein, dass weitherum rund um die Erde einfach wirklich nur Wüste ist. Absolut lebensfeindliche Wüste, Schwärze und für uns komplett unbewohnbare Mon-

de und Planeten. Dann tragen wir auch mehr Sorge zum Leben hier auf der Erde.

Riedo:

Ich denke, es fängt im Kleinen an. Ich sage meinem Sohn zum Beispiel, dass eine Biene wichtig ist. Wir sollten demütig sein für alle kleinen Sachen, die wir haben, so klein sie auch sind.

«Ich stelle mir Astronom*innen als eine Gruppe von Nerds vor, für die ferne Galaxien spannender sind als unsere Erde.» – Was denkst du dazu?

Seraphine:

Ich selbst bin fasziniert vom Unbekannten. Woher kommen wir? Woher kommt das Leben? Vielleicht ist das Leben auf der Erde durch einen Asteroideneinschlag gekommen. Es gibt so vieles, was wir nichts wissen.

Aaron:

Ich bin einverstanden, wir sind „Nerds“. Wir sind uns aber auch bewusst,dass z.B. mit den Daten des James Webb Space Telescopes soziale Probleme sowie der Welthunger nicht gelöst werden können.

Audrey:

Was ist denn überhaupt ein Nerd? Jeder Mensch, der sich für etwas interessiert, ist ein Nerd!

Galli:

Wir interessieren uns für viele verschiedene Themen ausserhalb der Erde, aber auch auf der Erde. Aufs Etikett „Nerd“ sind wir sogar stolz.

Riedo:

Es braucht Astronom*innen, die ins Weltall schauen. Sie geben uns eine Idee, was uns erwartet, hier auf der Erde. Ich denke da zum Beispiel auch an Sonneneruptionen, welche unsere Elektronik lahmlegen können.

Vorburger:

„Nerds“ ja, „ferne Galaxien“ ja, aber „spannender als die Erde“? Nein!

Klimaneutralität 2025 – Heisse Luft oder Tatsache?

Text: Noëlle Schneider

«Die Universität Bern hat sich zum Ziel gesetzt, bis 2025 in allen Bereichen, in denen sie direkten Einfluss hat, als Institution klimaneutral zu werden», kündigte die Universität Bern im Dezember 2020 voller Enthusiasmus an. Mit viel Hoffnung und Zuversicht blickte die SUB in die Zukunft. Doch nach der Verkündigung dieser frohen Botschaft wurde es ruhig um das Projekt «Klimaneutralität 2025» der Universität – verdächtig ruhig. Ziemlich genau in der Mitte des Projekts ist es daher höchste Zeit, einen Blick auf die Hände der Abteilung für Nachhaltige Entwicklung der Universität Bern zu werfen.

Warum die Universität Bern sich damals so wagemutig in dieses Vorhaben stürzte, liegt auf der Hand: Es ging und geht um nichts Grösseres als die Glaubwürdigkeit der Universität. Helen Plüss, die Leiterin der Abteilung für nachhaltige Entwicklung der Universität Bern, meinte dazu, als eine der führenden Forschungsinstitutionen im Bereich der Nachhaltigkeit lege die Universität Wert darauf, nicht nur in der Erforschung des Klimawandels, sondern auch im Betrieb ihren Beitrag zum Klimaschutz zu leisten.

Ein Blick in die Vergangenheit

In der Medienmitteilung vom Dezember 2020 wurden für das Projekt «Klimaneutralität 2025» vier Phasen als tragende Pfeiler definiert: Als Ausgangspunkt sollte für eine erste Standortbestimmung eine Treibhausgasbilanz erstellt werden. Davon ausgehend sollte das Reduktionspotential ermittelt werden, um in einem darauffolgenden Schritt zu bestimmen, welche Reduktionsmassnahmen an der Universität Bern ergriffen werden kön-

nen. In einem letzten Schritt sollten die verbleibenden Emissionen, die nicht oder noch nicht durch Reduktion eliminiert werden können, kompensiert werden.

Wo steht die Universität Bern heute?

Nach der damals getroffenen Einteilung interessiert es zweieinhalb Jahre später, in welcher Phase sich das Projekt der Universität derzeit befindet. Helen Plüss zufolge seien diese Phasen voneinander abhängig und daher von Beginn an weitgehend parallel abgelaufen. Der aktuelle Umsetzungsstand stelle sich so dar, dass der Treibhausgasbericht für das Jahr 2019 erfolgreich erstellt und veröffentlicht worden sei und die Bilanzen für die Folgejahre in Arbeit seien. Was die Treibhausgasbilanzen betreffe, werde daran gearbeitet, die Datenerfassung weiter zu optimieren und Prozesse zu vereinfachen.

Was die Reduktionsmassnahmen angeht, liege nach Plüss der Blick insbesondere auf den Dienstreisen, weil dieser Sektor, wie der Treibhausgasbilanz zu entnehmen sei, die

grösste Emissionsquelle an der Universität darstelle.

Helen Plüss spricht damit das Ampelsystem für universitäre Dienstreisen an, welches im August 2022 in Kraft getreten ist. (Siehe dazu BSZ #24, Mai 2021, «Endlich grünes Licht für Klimaneutralität»)

Derartige Einschränkungen für Mitarbeitende der Universität legen die Vermutung nahe, dass die neuen Dienstreiserichtlinien in den Reihen der Forschenden nicht nur auf Zuspruch stossen.

Silvia Schroer, Vizerektorin Qualität der Universität, verneint, dass sich der Widerspruch auf die gesetzten Ziele bezogen habe: «Es äusserte sich nie jemand von den Fakultäten kritisch gegenüber dem Anliegen, dass man für Klimaneutralität auch etwas im Dienstreisensegment verändern muss.»

Die Dienstreisepattform habe zwar von allen Beteiligten viel Umsetzungsgeduld gefordert, da sie im Verbund mit Verwaltungsneuerungen einherging, daher sei es normal, dass es eine Weile brauche, bis sich alles einspiele.

Rückfragen zur Thematik habe es daher verständlicherweise gegeben und gebe es immer noch.

Was die Kompensationsmassnahmen angehe, sei man gemäss Helen Plüss gegenwärtig noch an Abklärungen, damit sichergestellt werden könne, dass im Endeffekt geeignete und sinnvolle Kompensationsprojekte unterstützt würden.

«Es ist uns wichtig, die Grundlagen für die Kompensationsmassnahmen sorgfältig und gründlich zu definieren, weil es sich bei den Kompensationen um ein besonders komplexes Gebiet mit vielen verschiedenen Aspekten handelt», kommentierte Plüss dieses Vorgehen.

Kompensation statt Reduktion – Ein Etikettenschwindel der «Klimaneutralität»?

Die Ausführungen von Helen Plüss und Silvia Schroer klingen zuversichtlich. Christian Leumann, der Rektor der Universität Bern, hielt einem ersten Anschein nach sein Versprechen, bereit zu sein, «gewohnte Aktivitäten und eingespielte Abläufe» an der Universität Bern zu hinterfragen, welches er in der Medienmitteilung vom Dezember 2020 machte.

Und doch bleibt nach den Ausführungen der beiden Verantwortlichen ein ungutes Gefühl. Kompensationsmassnahmen klingen, auch wenn man sich das noch so schönredet, doch irgendwie nach einer unerlaubten Abkürzung auf dem Weg zur Klimaneutralität.

Plüss relativiert diese Bedenken: Für die Universität stehen die Reduktionsmassnahmen klar im Vordergrund. «Es soll nur kompensiert werden, was technisch oder wirtschaftlich nicht reduziert werden kann». «Eine Universität, in der gar nicht mehr geflogen wird, ist nun mal nicht etwas, das man in den nächsten zwanzig Jahren als realistische Zielsetzung festlegen könnte», merkte Schroer an.

Als konkretes Beispiel, bei dem die vollständige Reduktion von Treibhausgasen nicht möglich sei, nennt Helen Plüss die Fernwärme. Es handle sich dabei zwar um eine umweltfreundliche Art, ein Gebäude zu heizen. Wenn man die Sachlage aber genau betrachte, werde ersichtlich, dass vielfach auch indirekte Emissionen involviert seien. Wenn Fernwärme beispielsweise durch eine Kehrrechtverbrennungsanlage entstehe, werde diese oftmals nicht ausschliesslich durch Kehrrechtverbrennung generiert, sondern es würden auch fossile Energiequellen herangezogen, um Spitzenlasten abzudecken.

Auf derartige externe Rahmenbedingungen

könne die Universität Bern keinen Einfluss nehmen, so die Expertinnen.

Härter durchgreifen für das Klima?

Auf die Frage, ob die Reduktionsmassnahmen nicht verbindlicher durchgesetzt werden müssten, erwiderte Silvia Schroer, es spreche nicht der Philosophie der Universität Bern, überall Obligatorien und Kontrollen einzuführen. So werde niemand gezwungen, Videokonferenzen abzuhalten, statt zu fliegen, sondern im Gegenteil werde an die Selbstdisziplin der Forschenden, Lehrenden und Mitarbeitenden und die Verantwortung von Teams und Instituten appelliert. «Wir machen da kein grosses Theater, diese Leute können selbst abwägen und entscheiden», stellte die Vizerektorin klar. Die Universität ihrerseits arbeitet kontinuierlich daran, die Infrastruktur für Videokonferenzen auszubauen.

Die Autonomie der Mitarbeitenden sei wichtig, weil von aussen oft nicht beurteilt werden könne, ob eine Dienstreise im Einzelfall durch eine Videokonferenz ersetzt werden könne oder nicht, fügte Plüss an.

Ganz freie Bahn hätten die Angestellten der Universität Bern dann aber doch nicht, schliesslich würden die Entwicklungen punkto Reduktion von Treibhausgasen generell überprüft. «Die Entwicklung ist im Grosse und Ganzen gut – schwarze Schafe gibt es aber überall», sagte Silvia Schroer.

Das Ziel nicht aus den Augen verlieren...

Für Helen Plüss und ihr Team gelte es sorgfältig zu recherchieren, welche Rahmenbedingungen und Formalitäten für die Erreichung des Ziels «Klimaneutralität 2025» erfüllt sein müssen. Muss die Universität Anfang 2025 die Treibhausgase, welche im Jahr 2024 anfallen, bereits kompensiert haben oder müssen die Treibhausgase des Jahres 2025 erst bis Ende 2025 kompensiert werden? «Herauszufinden, wie Klimaneutralität am besten umzusetzen ist, ist eine der zahllosen Fragen, mit denen wir uns tagtäglich auseinandersetzen», erklärte Plüss.

Die abschliessend zu stellende Frage ist evident: Wer bestimmt eigentlich im Jahr 2025, ob das Ziel nun erreicht wurde oder nicht? Helen Plüss zufolge gebe es an der Universität Bern interne und auch externe Qualitätssicherungssysteme. Die Universität Bern setze sich jeweils Ziele, definiere geeignete Massnahmen und im Nachgang erfolge eine Evaluation, in welcher überprüft wird, wie gut die entsprechenden Massnahmen umgesetzt

wurden. So wird das Verbesserungspotenzial fortlaufend ermittelt. Auch dem Kanton werde jeweils Bericht erstattet, inwiefern die Universität bei der Erreichung solcher Ziele vorangekommen sei.

Auf die Frage, ob die Universität auch durch externe Überprüfungsmechanismen überwacht werde, meint Schroer: «Im Rahmen der institutionellen Akkreditierung der Universität wird intern und extern die Qualitätswicklung auf allen Ebenen und quer durch alle Bereiche überprüft. Wenn der WWF unsere Nachhaltigkeitspolitik von aussen anschaut und wir in der obersten Etage im Rating sind, ist das natürlich ebenfalls eine externe Sichtweise, aber es wird nicht jeder Schritt, den wir machen, ständig auch noch extern evaluiert.» Schroer referenziert mit ihren Ausführungen hierbei auf das Nachhaltigkeits-Rating der Schweizer Hochschulen, welches der WWF im Jahr 2021 durchführte. «Am besten schneiden die ETH Zürich, die Universität Lausanne und die Universität Bern ab. [...] Sie verfolgen gezielt eine Nachhaltigkeitsstrategie und setzen Massnahmen in allen Bereichen der Hochschulen um», schrieb der WWF in einer Medienmitteilung vom 25. August 2021.

Auf Kurs für die Klimaneutralität 2025

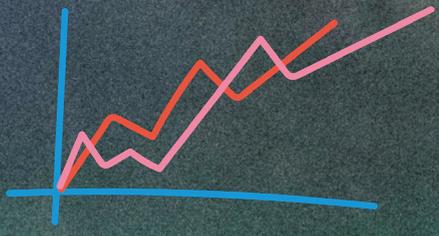
Silvia Schroer bezeichnet das Ziel der Klimaneutralität 2025 nach wie vor als erreichbar. «Klimaneutralität wird nie ein Prozess sein, der als hundertprozentig abgeschlossen verstanden werden kann. Wir haben es mit einer Entwicklungsaufgabe zu tun.»

In den letzten zweieinhalb Jahren habe sich laut der Vizerektorin herauskristallisiert, wie viel sorgfältige Arbeit hinter solch einem bedeutungsvollen Projekt stecke. «Die Universität Bern ist halt keine kleine Bude», schliesst Schroer und lächelt.

Damit die Erreichung des Ziels sichergestellt werden kann, bekam das Team von Helen Plüss Anfang April Verstärkung von zwei weiteren Mitarbeitenden, die sich um das Projekt «Klimaneutralität 2025» kümmern. Damit arbeiten mittlerweile nebst Helen Plüss und Silvia Schroer drei weitere Mitarbeiter*innen an dem Projekt. Aber auch die Bedeutung der Zusammenarbeit mit vielen anderen Personen und Abteilungen der Universität, insbesondere der Verwaltungsdirektion, dürfe nicht unterschätzt werden.

Klimaneutralität ist ein grosser, bedeutungsträchtiger Begriff.

SUB Umfrage 2023



A collage of three overlapping window-like boxes. The top box is yellow and contains a blue question mark inside a speech bubble. The bottom-left box is pink and contains three smiley faces (happy, neutral, sad) with a white hand cursor pointing at the middle one. The bottom-right box is pink and contains a pie chart with several slices in different colors (blue, red, yellow, green).



Hier gehts zur Umfrage →
Fülle sie bis zum 5. Juni aus.